

**Der
Dorfschul-
meister
von Korneck**

Erlebnisse und
Einsichten eines jungen
Dorfschullehrers
1904/05
im sächsischen Dorf
Pfaffroda bei Meerane

**Der
Bruderhof**

Eine Familien- und
Bauernhofgeschichte
aus dem Dorf Köthel
im Herzogtum
Sachsen-Altenburg
zu Anfang des
20. Jahrhunderts

**Nachdruck von zwei
dokumentarischen Kurzromanen von**

Paul Krause

Liebe Leserin, lieber Leser,

bisher sind in der Reihe „Schönberger Blätter“ vor allem Beiträge zu Themen aus Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Philosophie und Religion erschienen (z.B. zu Gentechnik und Kernenergie, Stammzellenforschung und Retortenbabys, Klimawandel, Klonen, Lebensstil, Hirnforschung, Weltbevölkerung, Chaosforschung und anderes mehr).

Eine aktuelle Auflistung aller bis Ende 2023 erschienenen 160 Hefte und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 48 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche Beiträge erweitert.

Die in dieser Broschüre zusammengefassten Hefte der „Schönberger Blätter“ sind ursprünglich einzeln als Nr. 50 und 51 erschienen.

Viel Spaß beim Lesen!

Ihr Joachim Krause

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Thälmannstr. 16, 39291 Möser, Tel. 039222-687686,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>



Jede Art der Nach-Nutzung, der Verwendung, der Herstellung von Kopien oder des Nachdrucks –

auch von Textteilen – ist ohne Zustimmung des Herausgebers NICHT gestattet!

Druck: 16. September 2024

INHALT

Der Dorfschulmeister von Korneck 4

Zum Geleit (Joachim Krause) 4

Zur Geschichte des Schulwesens in Pfaffroda 4

Einige „Übersetzungshilfen“ für die Namen von Orten
und Personen in dem Buch 5

Der Dorfschulmeister von Korneck –

Wilhelm Reinharts Tagebuchblättern nacherzählt

von Paul Krause (Original-Ausgabe: Dresden 1919) 6

Nachwort zur Neuausgabe (Jürgen Krause) 32

Der Bruderhof 33

Zum Geleit (Joachim Krause) 33

Vorwort (Jürgen Krause) 34

Der Bruderhof - eine Familien- und Bauerngeschichte

von Paul Krause (Originalmanuskript um 1930) 36

Felix kehrt ins Elternhaus zurück 36

Felix wird ein Bauersmann 39

Vater Junghanns erstet für seinen Sohn ein Gut 44

Herbert nimmt sich eine Frau und steht seinem Bruder
hilfreich zur Seite 49

Auch Felix feiert Hochzeit 53

Kriegsschicksale 58

Von allerlei Dorfgenossen 63

Oben auf dem Kirchhofe 65

Jahre des Glücks auf dem Bruderhofe 68

Anhang („Übersetzungen“ aus der Altenburgischen

Mundart ins Hochdeutsche – Joachim Krause) 70



Zum Geleit

Zunächst sei klargestellt, dass der Verfasser dieser Erzählung, Paul Krause, und der Herausgeber der hier vorgelegten Neuausgabe des Büchleins „Der Dorfschulmeister von Korneck“, Joachim Krause, in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung zueinander stehen.

Paul Krause war in den Jahren 1904 und 1905 als Dorfschullehrer in Pfaffroda tätig (heute zur Gemeinde 08393 Schönberg gehörig). In deutlich autobiografisch gefärbten Notizen aus den „Tagebuchblättern Wilhelm Reinhardt's“ erzählt er von seinem Erleben des dörflichen Umfeldes und den Begegnungen mit dem Alltag der der bäuerlichen Familien. Während jener Jahre lernte er auch seine spätere Frau, eine Bauers-tochter aus Köthel kennen (heute ebenfalls zu Schönberg gehörig) und bewahrte eine innige Verbindung zu dieser Region in Westsachsen. Möge der Leser – auch im Erinnern an die Erzählungen der Großmütter – mit Staunen und Schmunzeln seine eigenen Entdeckungen beim Lesen über die gute alte Zeit machen.

Herzlich gedankt sei dem Enkel des Verfassers, Herrn Dr.-Ing. Jürgen Krause, für sein Geleitwort (am Ende dieser Ausgabe abgedruckt) und seine Zustimmung zum Nachdruck des Büchleins.

Joachim Krause

Zur Geschichte des Schulwesens in Pfaffroda

„Die gegenwärtige Kirchscheule (in **Schönberg**) wurde 1880 für 12645,07 Mark erbaut, am 21. Oktober 1880 geweiht und 1885 mit Blitzableitung versehen. Die Schulkinderzahl, die 1790 aus Schönberg und Pfaffroda 42; 1835 nach Einschulung Köthels 88 (und zwar 37 aus Schönberg, 39 aus Köthel und 12 aus Pfaffroda) betrug, ist im Laufe der Jahre beständig gestiegen. Am 1. Oktober 1875 wurde Dittrich in den Verband der Schulgemeinde Schönberg-Köthel-Pfaffroda aufgenommen, sodass die Schulkinderzahl am 1. Juni 1900 aus dem Gesamtbezirke auf 147 angewachsen war. Ab Ostern 1904 bilden Pfaffroda und Dittrich ein eigenes Schulwesen. Gegenwärtig (etwa 1909) beträgt die Schulkinderzahl (der Schulgemeinde Schönberg) 123 (aus Schönberg 68, aus Köthel 55), die in zwei Klassen unterrichtet werden ...“¹

„Am 29. Juni 1839 tauchte zum ersten Male der Gedanke auf, **für Dittrich und Pfaffroda ein eigenes Schulwesen** zu begründen. Die damals gepflogenen Verhandlungen zerschlugen sich jedoch bald wieder, wurden erst im April 1901 neu aufgenommen und führten dazu, dass am 7. April 1902 durch die Königliche Bezirksschulinspektion Glauchau in Pfaffroda eine als Lehrzimmer eingerichtete freundliche Stube des Albin Porzig'schen Gehöftes feierlich geweiht ward.

Der mit der Verwaltung der Schulstelle betraute Hilfslehrer Prehl erhielt Wohnung in einem Privathause. Ostern 1904 schieden Pfaffroda und Dittrich aus dem Schulverband Schönberg-Köthel aus, Michaelis 1904 wurde die Hilfslehrerstelle, die seit 11. April 1904 Herr Hermann Paul Krause aus Remse innehatte, in eine ständige, zunächst vikariatsweise verwaltete, Schulstelle umgewandelt. Ein halbes Jahr später wurde der bisher mit der Kirchscheule der Muttergemeinde Schönberg

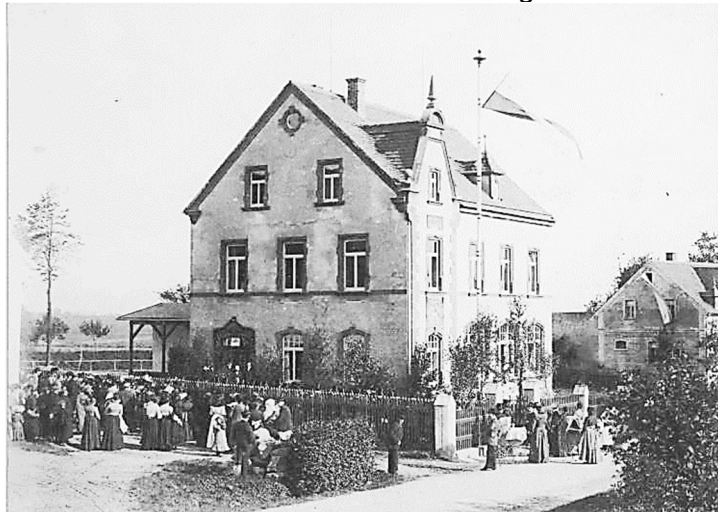
¹ Quelle: Alfred Naumann, Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Glauchau, Leipzig 1919, S.813ff.

verbundene Kirchendienst von der Tochtergemeinde Pfaffroda getrennt und die Schulstelle Pfaffroda zu einer Kirchsulstelle erhoben.

An Stelle des Herrn Paul Krause trat August 1905 Herr cand. theol. Hofmann aus Limbach. Am 19. September fand die Weihe der neuen Kirchsule statt, deren Bau der kleinen, mit Dittrich zusammen nur 218 Seelen zählenden Schulgemeinde 16721,90 Mark gekostet hat. Die Schulden der

Schulgemeinde, 1906: 14500 Mark, sind aufgewertet und müssen bis 1950 getilgt werden.

Am 16. November 1905 wurde durch den Verfasser dieses Textes (Pfarrer Naumann aus Schönberg) der erste ständige Lehrer Herr Wilhelm Max Freiberg, geboren 1881 zu Püchau bei Wurzen, in sein Schul- und Kirchenamt vor versammelter Gemeinde eingewiesen. Er darf noch heute (d. h. 1931) in alter Kraft seines schönen Amtes walten. Unsere Schule ist eine zweiklassige, die seit 1921 auch von den Kindern der nahen Gemeinde Breitenbach besucht wird. Sie zählt zur Zeit insgesamt 44 Kinder.²



samt 44 Kinder.²

Einige „Übersetzungshilfen“ für die Namen von Orten und Personen in dem Buch

In dem Buch „Der Dorfschullehrer von Korneck“ wurden einige – nicht alle! – Ortsnamen und Personennamen gegenüber der Realität verändert – hier werden die Klar-Namen bereitgestellt:

Ortsname	Personenname	berichtigte Angabe
Korneck		Pfaffroda (heute Ortsteil von 08393 Schönberg)
Schönwalde		Waldenburg
Remissen		Remse
Neudorf		Neukirchen (heute Ortsteil von 08396 Oberwiera)
Bachstadt		Glauchau
Waldau		Dittrich (heute Ortsteil von 08393 Meerane)
Hohenkirch		Schönberg
Mühdorf		Tettau (heute Ortsteil von 08393 Schönberg)
Erlenau		Köthel (heute Ortsteil von 08393 Schönberg)
	Wilhelm Reinhart	Paul Krause (der Autor dieses Buches)
	Gutsbesitzer Sonntag	Hermann Junghanns, Köthel
	Wanda Sonntag	Nelly Junghanns, Köthel (die spätere Frau des Autors Paul Krause)

² Quelle: A. Naumann, Meeraner Heimatstimmen 1931 S.36f.

Der Dorfschulmeister von Korneck

Wilhelm Reinharts Tagebuchblättern nacherzählt von Paul Krause

Zeichnungen von Kurt Rübner
Verlag O. & R. Becker, Dresden 1919

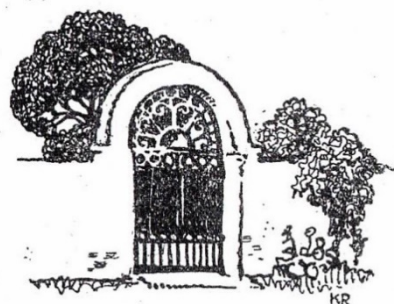
Vorgeschichte.

15. März 19(04)

Mild lächelte die Frühlingssonne auf das liebe Städtchen Schönwalde herab, das vom Flusse entfernt hoch oben auf dem Berge liegt. Die Jungen und die Mädels, die sich auf dem Schulplatz tummelten, waren über das Klingelzeichen, das sie in ihre Klassenzimmer zurückrief, durchaus nicht erfreut. Ihnen folgte Wilhelm Reinhart, der junge Lehrer; er legte sein Frühstückspapier schön regelmäßig zusammen und steckte es in die tiefe Tasche seines langen, schwarzen Rockes. Als letzter hinter der wilden Schar (wie ein Hirte, der seine Schafe heimwärts treibt!) konnte er gerade noch sehen, wie ein alter Herr mit weißem Bart gemessenen Schrittes auf das Schulhaus zukam: der Schulrat! Reinhart machte rasch im Lehrerzimmer mobil, wo der eine ebenfalls sein Pergamentpapier schön regelmäßig zusammenlegte, während ein anderer schnell noch einen großen, rotbackigen Apfel schälen wollte. Das tat er Tag für Tag mit gleichem Geschick: stets bildete die Schale – wie die Antworten seiner Schüler – ein zusammenhängendes Ganzes. Der dritte musste unbedingt noch „ein paar Züge tun“, während der vierte leider gezwungen war, seine unzweideutige Lobrede auf irgendeine neue Anordnung „von oben“ (über dem Lehrerzimmer befand sich das Amtszimmer des Direktors!) abzubringen. Die junge Lehrerin – das Kleinchen – überflog noch einmal mit lebhaftem Blick ihre „schriftliche Präparation“: Unterdessen war Reinhart bereits in seine Klasse verschwunden und setzte den Unterricht fort. Der Herr Rat aber stieg bedächtig die Stufen herauf, begrüßte den Direktor und wünschte ihm, wohl gefrühstückt zu haben, befragte ihn kurz nach dem Stande der Schule und trat ein paar Minuten später mit ihm bei Wilhelm Reinhart ein.

Der hatte eben das schöne Gedicht zu behandeln: „Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden!“ Er verspürte wenig Lust dazu, das Kunstwerk eines Dichters mit rauer Hand auseinanderzunehmen, es durch Fragen und Antworten zu zerpfücken, um es endlich im

Rahmen einer „Disposition“ wieder zusammenzusetzen. Vor zwei Jahren erst, und grad' in jenen Tagen, hatte er in Remissen, dem Nachbardorfe, sein Mütterlein durch den Tod verloren. So begnügte er sich damit, die Kinder für den Inhalt des Gedichtes empfänglich zu machen, ihnen ihr Glück zum Bewusstsein zu bringen und dann erst des Dichters Werk in seiner ganzen Schönheit auf sie einwirken zu lassen. Nun lasen es auch die Kinder mit innerer Anteilnahme. Und hast du keine Mutter mehr ...! da galt es, zwei Mädchen zu trösten, die über den frühen Tod ihrer guten Mutter heute noch einmal Tränen vergossen und das Mitleid der übrigen erregten.



Wieder ertönte das Klingelzeichen. In der Pause erst begrüßte der Herr Schulrat den jungen Lehrer mit der Hand und war überaus freundlich zu ihm.

Dann folgte er ihm in eine Oberklasse, wo Reinhart gerade über die Freiheitskriege zu sprechen hatte. Befriedigt nahm der Herr Rat Abschied und begab sich wieder zum Herrn Direktor.

Am Ende der dritten Stunde jedoch ließ er Reinhart zu sich rufen, und dem wurde es bald klar, dass er zwischen zwei Feuern stand. Der alte Herr wollte ihn nämlich für die freigewordene Lehrerstelle in Korneck gewinnen; der Herr Direktor aber versuchte; ihn seiner Schule zu erhalten; denn wer sollte sonst in Schönwalde Französisch und Englisch lehren?! Obgleich Reinhart selbst lieber an der Stadtschule geblieben wäre, erblickte er doch im Wunsche des ehrwürdigen Rats einen leisen Befehl, und so entschied er sich – freiwillig! — für Korneck. Welch

eine unerwartete Wendung in seinem Leben! Heute durfte er als der eben auserwählte zukünftige alleinige Volks- und Fortbildungsschullehrer³ von Korneck den Herrn Rat nach dem Bahnhof begleiten, wobei er von diesem mehrere Beweise seines edelsten Wohlwollens empfing. Freudig erregt trug der junge Reinhart sein Geheimnis nach Hause. In seinem möblierten Zimmer nahm er aus der Kiste, die so wie beim Vater daheim auf dem Schranke stand, eine Zigarre, zündete sie an, überdachte auf dem Sofa sitzend noch einmal das bedeutungsvolle Erlebnis und sagte mit frohem Stolz zu sich selbst: Wilhelm Reinhart ... berufen und ... auserwählt!

16. März

An einem Mittwoch war's. Nach dem Unterricht fuhr Wilhelm Reinhart auf dem Rad, das er sich durch Privatstunden sauer verdient hatte, die Obergasse hinab. An, der Bergstraße, die zum Flusse hinunterführt, vermochte er sein Stahlross nicht mehr zu zügeln und überfuhr einen Schönwalder Jungen. Er hob ihn auf, setzte ihn auf sein Ross und brachte ihn seiner Mutter, der Fischer-Rosa im Krämerladen. Diese beruhigte den etwas aufgeregten Lehrer und sprach also: „Nur keine Aufregung, Herr Reinhart! Sie sind nicht der erste und werden auch nicht der letzte sein, der meinen Buben umfährt!“ So ging die tolle Fahrt frohgemut weiter, und bald war Wilhelm Reinhart im nahen Remissen, wo sein Vater seit zwanzig Jahren als Kantor wirkte. Wie würde wohl Vater Reinhart den Bericht über das gestern Erlebte aufnehmen? Nun, der freute sich über das Vertrauen, das „sein Ältester“ beim Herrn Rat genoss, hatte ihm allerdings im Stillen gewünscht, einmal „Stadtlehrer“ bleiben zu können, blickte ihm aber liebevoll in die Augen, reichte ihm beide Hände und sagte zu ihm: „In Gottes Namen denn, Wilhelm!“

19. März

Schon einen ganzen Tag lang hatte Wilhelm Reinhart seine Berufung nach Korneck „Schwarz auf Weiß“ in den Händen. Von der Stadt also aufs Dorf! Noch einmal las er das Schriftstück, das der alte Herr Rat mit zittriger Hand selbst geschrieben hatte. Wie leuchteten seine Augen, als er darin das Wort „ehrentvoll“ vorfand! Von da an war er vollständig einig mit sich und seinem Schicksal. – Kaum konnte er noch die Zeit erwarten, seine neue Wirkungsstätte aufzusuchen. Heute darum, am Sonnabend-Nachmittag, ergriff er Stock und Hut und wanderte bei den „Sieben Linden“ zur Stadt hin-

aus. Rechts und links der Landstraße, in den Gräben und auf den Feldern, weigerten sich die letzten winzigen Schneemassen, die vor Ärger bereits schwarz geworden waren, angesichts der lachenden Sonne zu zerfließen und dem Frühling sein gutes Recht widerstandslos einzuräumen. Im Herzen des jungen Lehrers hatte die leuchtende Sonne Freude und Hoffnung geweckt. Seine Gedanken eilten stürmend und drängend voraus. In Wirklichkeit musste er erst am Forsthaus vorbeigehen, in dem er als Knabe mit seinen Eltern und Geschwistern gar manches liebe Mal die reine Waldluft und die unverdünnte Vollmilch aus der Forstwirtschaft in vollen Zügen genossen hatte. Auf den Feldern weit und breit waren die Neudorfer Bauersleute mit ihren Knechten bei der Arbeit; sie trafen die ersten Vorbereitungen für die Frühlingsaussaat. Nach einer zweistündigen herzerquickenden Wanderung kam der junge Reinhart in Korneck an.



Ein kleines, schmuckes Bauerndorf nur war es. Vor den Wohnhäusern Blumengärten, die aber noch im Winterschlaf lagen. Freundlich erwiderten die Bauersleute den Gruß des Fremdlings, dem das Herz laut klopfte und der am liebsten einen jeglichen unter ihnen gefragt hätte: „Seht Ihr mir's denn gar nicht an, dass ich Euer neuer Lehrer bin?“ Dabei aber wollte Reinhart selbst sich heute nicht zu erkennen geben; er hatte vielmehr die Absicht, „Land und Leute“ unerkannt zu studieren. Die Besichtigung des Dorfes musste daher ganz unauffällig vor sich gehen und war schnell beendet; die Wege hielten sich nicht allzu lange im Orte auf, sondern sie führten rasch wieder hinaus ins Freie, in die Felder, in die Nachbardörfer. Einer von ihnen an Sandgrube und Wald vorüber nach Remissen, wo Reinharts Elternhaus stand. Ein Gebäude allerdings suchte Wilhelm Reinhart im ganzen Dorfe vergebens: die Schule! Und diese gerade hätte er so gern gesehen! Sollte er darnach fragen? Nein, heute nicht!

³ Fortbildungsschule: verpflichtend für die Schulabgänger 2 bis 3 Jahre nach Abschluss der Volksschule mit wenigen

Wochenstunden; auch als Schulunterricht in Ergänzung zur bereits begonnenen Berufsausbildung

In der Dämmerstunde betrat er die Gaststube, die einzige des ganzen Dorfes. Freundlich begrüßte ihn der Wirt und bot ihm einen Platz am runden Tische an. Reinhart wollte keinem der Stammgäste den Platz wegnehmen; doch vorläufig waren deren ja nur drei anwesend. Ei, wie labte er sich an dem frischgekochten, duftenden Bohnenkaffee, den Zuckerstücken, die noch einmal so groß waren wie die im Ratskeller zu Schönwalde, an der dicken Sahne und den gutbestrichenen Buttersemmeln! Nicht minder aber an der schönen Wirtstochter, die das alles so fein zubereitet und mit munterem Blick und einem Freundlichen: „Bitte schön!“ ihm, dem Unbekannten, vorgesetzt hatte. Auch eine Unterhaltung war bereits im Gange, und am Stammtische stellte sich ein Bauersmann nach dem andern ein. Aus den Fragen, die sie zunächst an den Wirt richteten, ersah Reinhart, dass dieser zugleich Sattlermeister war. Der eine fragte nach dem Aufsatzzügel für sein Kutschgeschirre, der andere verlangte einen festen Strang für sein Sattelpferd, das, wie der Wirt ja wisse, doch gar zu wilde sei. Neugierig aber bejahen sie alle den Gast, über dessen Herkunft ihnen noch nichts bekannt war. Sie wussten also nicht, „wo sie ihn hintun“ sollten. Entstand in der Unterhaltung eine Pause, so spielte der Wirt seinen Gästen ein lustig Stücklein vor, ... auf dem ... Grammophon. Er war jedoch mit seinen musikalischen Darbietungen durchaus nicht aufdringlich, sondern wartete immer, bis einer sagte: „Na, Richard, mach emal eens zor Abwechslung!“ War es ein Lied, so stimmten sie wohl mit ein und sangen ... mehrstimmig!! Rasch verflogen die Stunden. Das Grammophon aber stand auf dem Klavier, das ganz und gar auf die Gäste angewiesen war. „Könn Se denn villeicht eens spielen, Herr ...? Na, Ihrn Nam' wissen mr nich, aber Se sin doch e Städter!“ Unter so lustigen und gutmütigen Leuten ließ sich Reinhart nicht lange nötigen; er schob den Ledersessel zurecht, spielte ein paar Akkorde, lobte das „gute Instrument“ und begann mit einem flotten Marsch. So wollten es die Kornecker Bauern haben, bald schlugen sie den Takt zu Reinharts Klängen und brachten dem Spieler einen kräftigen Schluck. Stimmte er ein Lied an, so fielen sie laut und vernehmlich mit ein und freuten sich über den schönen Abend, den sie „beim Thomas“ verlebten. „Allerhand Achtung vor unserm Herrn Lehrer“, sagte einer, „aber der neue sollte doch Klavier spielen können!“



In später Abendstunde erfuhr Herr Wilhelm Reinhart auf Befragen, dass im Gastzimmer nur noch Kornecker anwesend seien. Da war des jungen Lehrers Herz so voll, und dess' ging der Mund über. Er bat um einen Augenblick Gehör, stellte sich als Lehrer Wilhelm Reinhart aus Schönwalde vor und verriet ihnen, dass er gestern durch den Herrn Schulrat zum Lehrer von Korneck berufen worden sei! So etwas hatte wohl auch der Klügste unter ihnen nicht gehant, das schloss Wilhelm aus ihren verdutzten Gesichtern. Sie alle reichten ihm die kraftvolle Rechte, wünschten ihm von Herzen Glück für seine Wirksamkeit in Korneck in und außer der Schule und brachten ihm einen tüchtigen Schluck zur Begrüßung nebst einem dreifachen, harmonischen Hoch. Dreifach war es bestimmt. Ob auch harmonisch? Nun, es hieß aber einmal so!

Als sie „daraufhin“ noch eins gesungen und einige getrunken hatten, sangen sie noch eins, und gemeinsam brachen endlich alle auf. Da war aus Abend und Morgen bereits Sonntag geworden!

20. März.

Frühzeitig traf Wilhelm bei seinem Vater in Remissen ein, ging mit ihm, dem „Herrn Kantor“, zum Gottesdienst und erzählte ihm dann freudestrahlend, wie er den gestrigen Nachmittag und Abend und den heutigen Morgen verlebt hatte. Zu Mittag leerten sie eine Flasche „Weißen“ als getreue Nachbarkollegen. Am Nachmittag teilte er seinen lieben Verwandten und Bekannten brieflich mit, dass er nun bald ein Dorfschulmeister werde; sie wüssten gar nicht, wie er sich darauf freue. In den späten Abendstunden erst kehrte er nach Schönwalde zurück, bis ins nächste Dorf begleitete ihn sein Vater. Was gab's da noch alles zu plaudern von Korneck und seinen Bewohnern!

22. März

Der Herr Gemeindevorstand von Korneck übersandte Herrn Reinhart nach Schönwalde ein Bachstädter Amtsblatt, in dem er eine Stelle rot angestrichen hatte, die also lautete: „Korneck, 21. März: Zum Lehrer an unserer zweiklassigen Volks- und einklassigen Fortbildungsschule wurde Herr Wilhelm Reinhart aus Remissen, bisher an der Stadtschule zu Schönwalde tätig, berufen.“ — Bachstadt lag von Korneck aus „auf jener Seite“ und heißt so ... nicht etwa nach dem großen Bach, der einmal dort zu Gaste gewesen wäre, sondern nach dem kleinen Bach, an dem es sich ausbreitet.

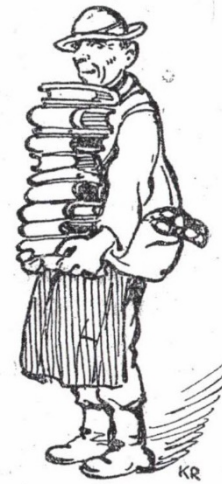
31. März

Heute, am Gründonnerstag, begannen die Osterferien. Die letzten Tage hatte Wilhelm Reinhart fleißig benutzt, sich auf sein neues, schweres Amt vorzubereiten. Vor allem hatte er sich von seinem Vater so manchen guten Rat über Verwaltungsfragen und Aktenwesen seiner Schule erbeten; hatte doch der alte Herr Rat auch ihm bereits Vaters Arbeit an seiner acht-klassigen Schule als mustergültig hingestellt! So manches, was in Schönwalde nur der Herr Direktor zu wissen brauchte, interessierte jetzt plötzlich seinen jüngsten Lehrer, der sich in Korneck „selbständig machen“ wollte. Aus dem Schulverband der Stadt war Wilhelm gestern feierlich entlassen worden. Abschiedsbesuche „hier und da“, sowie Aufräumarbeiten in der Wohnung nahmen ihn stark in Anspruch. Am Abend radelte er abermals die Bergstraße hinab, diesmal, ohne einen Jungen zu überfahren, und bald kam er beim Vater in Remissen an, um dort seine „Mulusferien“⁴ zu verleben.

6. April.

Vater Reinhart hatte sich in den letzten Tagen voll und ganz „seinem Ältesten“ gewidmet, der die väterlichen Ratschläge sehr nötig brauchte und darum immer dankbar entgegennahm. Heute aber musste er wieder in Schönwalde sein; denn dort erschien am zeitigen Vormittag vor seiner bisherigen Wohnung ein zweispänniger Bauernwagen aus Korneck, um Reinharts Hab und Gut dorthin zu bringen. Die Pferde hatten auf ihrem Heimwege nicht viel schwerer zu ziehen; denn

- 1 Bücherregal,
- 1 Bett,
- 2 Reisekörbe mit Wäsche und Anzügen, endlich
- 3 Kisten mit Büchern



gewährten auf dem großen Wagen einen recht bescheidenen Anblick. Reinhart selbst verweilte noch bei Vater und Mutter Wildenhain, die ihn jederzeit treulich versorgt hatten wie ihren leiblichen Sohn. Nach dem reichhaltigen Abschiedsfrühstück radelte er frohen Mutes der kleinen Gepäckkolonne nach.

Ein Schulhaus freilich hätte Reinhart noch lange suchen können: in Korneck gab es keins! Eine schöne Wohnung mit zwei Zimmern jedoch war ihm von der Gemeinde im Gasthof eingerichtet worden. Als Reinhart dort eintraf, war des Wirtes Töchterlein, Fräulein Mariechen, eben damit beschäftigt, am fünften und letzten Fenster die Gardinen aufzustecken. Die Fußböden waren frisch gestrichen, die Wände neu tapeziert; alles sah schmuck und sauber aus. Ein gedruckter Willkommengruß und bunte Girlanden zierten die Stubentür: auf dem Tisch am Fenster aber stand bereits ein Feuerzeug, ein Aschebecher und ... eine Kiste Zigarren! Herrn Reinharts „eigene“ Möbelstücke waren rasch ausgestellt, und nach wenigen Stunden schon waren die Schränke, die Kästen und das Bücherregal gefüllt, genau wie vorher in Schönwalde. Ein feines Einzugs Mahl hatte ihm die Frau Wirtin bereitet, während Meister Thomas, eine Flasche Wein „spendierte“, die er mit ihm trank auf gutes Einvernehmen. Am späten Nachmittag wurde Reinhart wieder beim Vater in Remissen erwartet.

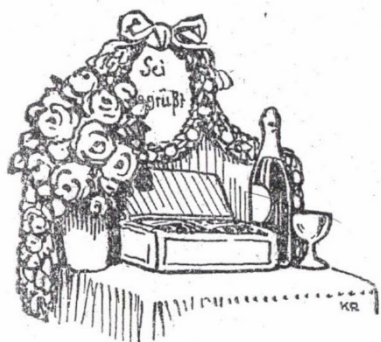
10. April.

In raschem Fluge eilten die wenigen Tage der kurz bemessenen Osterferien dahin, die dem jungen Reinhart diesmal eine wichtige Arbeit auferlegten: mit Vaters Hilfe baute er seine Antrittsrede, die nach festem Plan aufgesetzt und mit viel Fleiß ausgearbeitet wurde. In seines Vaters Klassenzimmer lernte er die Rede auswendig, hielt sie erst vor ... den vier Wänden und

⁴ zwischen Schulabschluss und Beginn des Studiums

dann vor seinem Vater, der recht zufrieden damit war.

*„Keine Schwalbe bringt dir zurück,
wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt im Dorf wie einst!“*



11. April.

Am 11. April wurde Wilhelm Reinhart in Korneck in sein neues Amt eingewiesen. Mit Sonne im Herzen verließ er frühzeitig sein Heimatdorf; Vater begleitete ihn bis hinaus an den Wald; er bedauerte aufrichtig, bei der Feierlichkeit nicht zugegen sein zu können, wiederholte seine guten Wünsche und kehrte um. Wilhelm aber schritt mutig auf Korneck zu, das er ja bald auf der Höhe vor sich erblicken sollte. Die Rehe und Hasen, die von den fürstlichen Feldern in den ebenfalls fürstlichen Wald herübersprangen, die Eichelhöher, die von Baum zu Baum huschten, die Tannen und Fichten, die neugierig am Wege standen und dem Wanderer mit ihren breiten Zweigen sanft zuwinkten und, wie Herr Reinhart später erfuhr, selbst der Förster, der in Remissen im alten Schlosse wohnt und zu so früher Stunde den Wald durchstreifte: sie alle mussten je ein Bruchstück aus Wilhelm Reinharts bedeutungsvoller Antrittsrede über sich ergehen lassen. Endlich kam er in Korneck an. In seiner neuen Wohnung zog er sich um, brannte eine Zigarre aus der geschenkten Kiste an, blies dicke Wolken in die Luft und wusste, was es zu bedeuten hatte, fortan der einzige Lehrer von Korneck zu sein. Noch vor der festgelegten Zeit stellte er sich im Gastzimmer ein. Dort waren versammelt: der adelige Herr Pfarrer von Hohenkirch als Ortsschulinspektor von Korneck, die Herren des Schul- und Kirchenvorstands und endlich die übrigen Männer der Gemeinde. Auch das nach Korneck eingeschulte Waldau war vertreten. Unter all den Anwesenden befanden sich nur sehr wenige, die Herr Reinhart noch nicht kannte! Welch eine stattliche Menge Zylinderhüte, große und kleine, alte und neue, je nach dem, dessen Haupt sie zieren sollten! Schlag zehn Uhr begaben sich alle in das Schulzimmer. Wo war das nun eigentlich? Man höre:

*nebenan,
im Gute des Bauers Albin Porzig,
auf dem Seitengebäude,
am Pferdestall vorüber,
eine hölzerne Treppe hinauf,
einen Gang nach dem Giebel zu,
in einer Oberstube
über dem Wagenschuppen!*

So! Von heute an fand auch der neue Lehrer den Weg dorthin allein. Eben sollte die Feier beginnen, da öffnete sich noch einmal die Tür, und herein trat ... Wilhelms Vater. Er hatte daheim keine Ruhe gehabt, den Herrn Pastor deshalb um Urlaub gebeten (natürlich wollte er die versäumten Stunden nachholen!) und war ein paar Stunden hinter seinem Ältesten hermarschiert. Zu Beginn der Feier sangen sämtliche Schulkinder, fünfzig an der Zahl, und alle Gäste das Lied: „Bis hieher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte“. Die erste Ansprache hielt der Herr Pfarrer von Dosky; warme Worte entquollen seinem Herzen. „Die waren nicht auswendig gelernt“, dachte der Lehrer, der in seinem neuen Wirkungskreis liebevoll aufgenommen wurde. Auch der Gemeindevorstand „als solcher“ und je ein Vertreter des Schul- und Kirchenvorstands, sowie auch der Herr Vorstand von Waldau brachten ihrem neuen Lehrer in Worten höheren Schwunges zum Ausdruck, was ihr Herz bewegte: nämlich die stolze Freude darüber, dass sie eine eigene Schulgemeinde gegründet hatten und ihre Kinder nicht mehr nach Hohenkirch zu schicken brauchten. Da konnte auch Wilhelm Reinhart sich nicht entschließen, auswendig gelernte Sätze vorzutragen. Er warf seine Rede über Bord und richtete Worte des Herzens an seine neuen Vorgesetzten, an die Gemeinde und an die Schulkinder. Jetzt konnte auch Vater Reinhart, der im letzten Augenblick von Remissen herbeigeeilt war, sich nicht enthalten, seiner Freude in Worten Ausdruck zu verleihen. Alles, was er sagte, war kernig und bestimmt und verfehlte darum seine Wirkung nicht.

Am Nachmittag vollzog „der neue Herr Lehrer“ seine erste Amtshandlung; er nahm die Kleinen auf: zwei Männlein und vier Fräulein! Dabei lernte er die Frauen der Gemeinde kennen, nicht nur die Mütter der Abc-Schützen.

Für den Abend war ein Festessen „beim Thomas“ angesetzt. Da wurde allseits fest gegessen, wobei Herr Reinhart sich noch einmal als Gast betrachten sollte. Die Freude beruhte auf Gegenseitigkeit: die Bauersleute waren mit ihrem neuen Lehrer so recht zufrieden, und dieser freute sich, dass er gerade nach Korneck berufen worden war.



So endete dieser bedeutungsvolle Tag erst in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages.

12. April.

Der 12. April war Herrn Reinharts erster Schultag in Korneck. Er fühlte schon heute, dass es nicht leicht sei und dass eine ganze Kraft dazu gehöre, vier Jahrgänge zu gleicher Zeit teils zu unterrichten, teils nutzbringend zu beschäftigen.

13. April.

Am Nachmittag wanderte er auf Feldwegen hinüber nach Hohenkirch, um der Familie des Pfarrers seinen Besuch abzustatten. Er wurde freundlich aufgenommen und sogar bewirtet; ein abgeschlossenes Urteil aber wollte er heute noch nicht fällen; dazu waren die Verhältnisse zu neu. — Anders dagegen in der dortigen Schule! Er stieg noch den steilen Berg hinauf, da Kirche und Säule auf felsigem Grunde friedlich beieinander standen und gedachte den Lehrer zu besuchen, der gleich ihm vor zwei Tagen in sein neues Amt eingewiesen worden war. Dessen Namen wusste er zwar schon; jedoch kann man denn Schlüsse ziehen, wenn jemand „Müller“ heißt? Wie aber erstaunte Reinhart, als er dort plötzlich seinen alten Seminargenossen Erwin Müller vor sich sah!! Sie beide, die schon damals, als sie noch die grüne Mütze trugen, treue Freunde waren, freuten sich ungemein, dass sie der Zufall jetzt zu Nachbarkollegen gemacht hatte! Da blieb es natürlich nicht bei der für Eintrittsbesuche vorgeschriebenen Zeit; denn in den Jahren der Trennung hatte jeder so viel, ach so viel erlebt! Bei Becherklang und frohem Sang – Erwin nannte bereits ein Klavier sein eigen! – verrauschten die Stunden, und am späten Abend schritten sie beide, Erwin und Wilhelm, lustig plaudernd das Dorf entlang, quer über die Wiesen, und sie verabschiedeten sich an den Marken von Korneck.

17. April.

In den vergangenen Tagen besuchte Herr Reinhart die Bauern seines Dorfes und wurde in allen Familien freundlich aufgenommen. Hier lernte er ein paar Söhne, dort einige Töchter kennen, die über die Schulzeit hinaus waren. Obgleich mit Frack und Esse⁵ angetan, warf er doch, wo die Gelegenheit günstig war, einen kurzen Blick in den Pferde- oder Kuhstall und versprach überall, bald wiederzukommen, denn er wolle sie ja alle miteinander kennen lernen: Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter!

Am Frühmorgen des heutigen Sonntags sah Reinhart vom Fenster seiner Wohnung aus Pfarrer und Lehrer von Hohenkirch den Feldweg herüberkommen; er schloss sich ihnen an und fand auf dem Thor der Kirche einen Platz neben der Orgelbank.



18. April.

In der fünften Nachmittagsstunde hörte Reinhart zum ersten Male seine Fortbildungsschüler die hölzerne Treppe nach der Schulstube hinaufpoltern. Wie wird's gehen? So große und kraftstrotzende Schüler hatte er noch nie gehabt. Bauernsöhne und Knechte waren es. Er gab ihnen zu erkennen, dass er in ihnen nicht mehr Schuljungen, sondern heranwachsende junge Männer erblicken und achten wolle, verlange natürlich von ihnen ein dementsprechendes Verhalten. Die Schüler des zweiten und dritten Jahrganges sprach er mit „Sie“ an. Damit hatte er gewonnen; es ging alles gut.

23. April.

Nun hatte er auch die „Häuserleute“ von Korneck und die wenigen Familien in Waldau besucht. Ganz besonders freute sich Abraham Thieme, den aber jeder nur als „Thiems Ham“ kannte, der Nachtwächter von Korneck, über die „Ehrung“, wie er es nannte. Der grüßte fortan den Herrn Lehrer doppelt freundlich, wenn er ihn auf der Straße traf.

⁵ Zylinder (Kopfbedeckung)

30. April.

Drei Wochen waren seit Wilhelms Einzug in Korneck vergangen, und schon hatte er ein treues, anhängliches Wesen gefunden, das war ... des Wirtes ... weißer Spitz, der ihn überallhin begleitete wie seinen eigenen Herrn, nach Schönwalde, nach Remissen, nach Hohenkirch. Bald hieß es: der Herr Lehrer von Korneck war da, ... und der Spitz war auch dabei.

7. Mai.

Einer der Abc-Schützen war lange Zeit nicht zu bewegen, auch nur ein einziges Wort zu sagen. Da kam der Lehrer auf den Einfall, ihn einmal in der Kornecker Bauernsprache zu fragen: „He, sag nor emal, wie sähn denn eiere Kihe aus?“ Und die Antwort? „Tichtig drackig, Herr Lährer!“ Und ein anderer fügte schnell noch hinzu: „Dann ihre nich bluß, unsere ah!“ Seit jenem Tage konnte der Schütze reden. Als ihn Reinhart fragte: „Kannst du schon ein i schreiben?“ gab er zur Antwort: „Bluß eens, Herr Lährer? Ich kann sugar die ganze Tafel vull schreim.“ Seinen Ranzen brachte er nicht allein auf den Rücken, stets musste ihm Herr Reinhart behilflich sein. Als er eines Tages zusah, wie sich der arme Kerl allein plagte, kam der Schüler endlich auf ihn zu und sagte: „Na, Schullährer, helf mir doch!“

11. Mai.

Heute fiel in Korneck der Unterricht aus: Reinhart musste nach Bachstadt zur „Generalstellung“ gehen. Mit einigem Befürchten sahen ihm die Kornecker nach. Unser Herr Lehrer wird doch nicht etwa gar bei die Soldaten müssen? Gegen Abend kam er zurück, und bis um Mitternacht feierte man „beim Thomas“ seine Zugehörigkeit zum „Landsturm ohne Waffe“.

15. Mai.

Ein Regentag im wunderschönen Monat Mai! Und was meinte Vater Porzig dazu?

*„Mairegen auf die Saaten,
Da regnet's Dukaten!“*

29. Mai.

Die Pfingstferien gingen zu Ende. Am zweiten Feiertag nahm Wilhelm in Schönwalde an einem Vergnügen teil, zu dem auf seine Bitte hin auch sein Freund Erwin Müller eingeladen war. Lustig radelten beide dem Städtchen zu, und Erwin gestand, er habe nicht die geringsten Eroberungspläne. Aber es kam doch anders, als er dachte. Und dabei wagte er auf der Heimfahrt in Wilhelms Gegenwart leise vor sich hinzusingen: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß!“ – Im übrigen lebte Wilhelm bei sei-

nem Vater, dem er wieder neue Anregungen verdankte. Doch hatte auch er selbst jetzt schon „einige“ Erfahrungen. Am letzten Feiertage stellte er sich in Korneck ein, um am kommenden Morgen frohgemut die Arbeit wieder aufzunehmen.

5. Juni.

Schon an manchen der vergangenen Sonntage hatte Reinhart „mit gütiger Erlaubnis des Herrn Kirchschullehrers Erwin Müller von Hohenkirch“ in Korneck zum Gottesdienst einen Choral gespielt. Heute aber war „Lehrerkirche“, drüben beim Vater hieß es „Kantorlesen“. Da musste also Herr Reinhart den gesamten Gottesdienst allein übernehmen: Orgel spielen und eine Predigt vorlesen. Das „Vorlesen“ allerdings fiel ihm recht schwer; kein Wunder, dass er hier und da vom gedruckten Wort abwich und Gedanken einflocht, die entweder seinem eigenen Inneren entsprangen oder die er dem verehrten Pastor von Remissen im Laufe der Jahre abgelauscht hatte. Kurz: des Abends sagten ihm die Bauern am Stammtisch, an ihm wäre ein Pastor verdorben, ihre Frauen und Töchter hätten es auch gesagt.

8. Juni.

Wie freute sich Reinhart mit seinen Bauersleuten über das Blühen und Gedeihen in den Gärten sowie draußen auf Wiesen und Feldern! Mit kernigen Buchstaben schrieb er in sein Tagebuch:

*„Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!“*

Mit Sensen und Rechen gingen Burschen und Mädels hinaus in die Heuernte. Gern hätte Herr Reinhart einmal mit Hand angelegt, aber wie sollte er es anfangen? Der Zufall brachte ihm eine Gelegenheit. Ein Spaziergang führte ihn an Berger Hermanns Wiese vorüber. Er traf den Vater Berger, der seinen Söhnen und Töchtern das Vesper trug. Dem schloss er sich an; nach kurzer Unterhaltung warf er den Pädagogenrock ins Korn und griff zur Sense. Von seinem Großvater „mütterlicherseits“ hatte er als Junge das Hauen gelernt. Wie erstaunten die lustigen Schnitter, dass der „Herr Lehrer“ beim Gras-hauen mit ihnen Schritt halten konnte! Sie hatten geglaubt, er wisse nur mit Kindern und Büchern umzugehen. Vater Berger aber schickte seine Frau heraus, und diese brachte Vesper und einen kühlen Trunk für den neuen Schnitter.

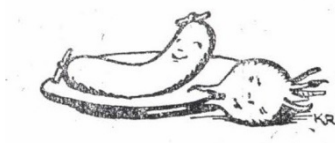
12. Juni

Über Einsamkeit oder Mangel an Besuch brauchte sich der junge Lehrer in Korneck nicht

zu beklagen. Am meisten freute er sich, wenn sein Vater von Remissen zu ihm herüberkam; da gab's immer Ernst und Humor in reichem Maße, und noch am Abend saßen die Bauersleute, von denen manche recht humoristisch angehaucht sind, gern mit ihm am Stammtisch und plauderten zusammen über dies und das. Auch seine jungen Freunde und Freundinnen von Schönwalde hatten ihn nicht vergessen, sie kamen gern zu ihm und wunderten sich nicht mehr darüber, dass man sich auch in einem kleinen Bauerndorfe glücklich fühlen könne.

*„Wohl dem, selig muss ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur!“*

Manches der jungen Mädchen wäre sogleich aus der Stadt hinaus aufs Dorf gezogen. Und dabei war Schönwalde beinahe Großstadt! Längst überschritten hatte es die Einwohnerzahl 2900, noch nie aber die 3000 ganz erreicht, wenigstens nicht an den Tagen der Volkszählung. – Für gestern hatten sich Herr Lehrer Möbius und seine Leni bei Reinhart angemeldet. Das waren ihm zwei liebe Leutchen, mit denen er schon damals, als er noch Stadtlehrer war, treu zusammengehalten hatte. Nach seiner Meinung hatten sie nur den einen Fehler: sie waren ... Vegetarier! Sie kamen und sahen und hatten an Dorf, Schulstube und Lehrerwohnung, vielleicht auch an Reinhart selbst ihre helle Freude. Auch Kaffee und Kuchen schmeckten ihnen ausgezeichnet. Und dann das Abendbrot! Reinhart hatte zur Wirtin gesagt: „Frau Thomas, meine Gäste sind Vegetarier! Pflanzenesser! – Richten Sie ein feines Abendessen an: Wurst aller Art, rohen und gekochten Schinken, Braten und Sülze, Gewiegtes und was Sie etwa sonst noch vorrätig haben!“ Gegen den Durst gab's echtes Münchner.



„Nun bitte, meine lieben Gäste, genötigt wird nicht!“ sagte Wilhelm lächelnd und langte sich wacker zu. Schorschel aber und seine Leni wurden ganz verlegen, guckten bald sich, bald die vollen Teller fragend an und wussten nicht, ob sie sich doch einmal versuchs- und ausnahmsweise an Wurst und Fleisch wagen sollten ... Und siehe da! Das Weib, das ihm zugesellet war, nahm und aß und gab ihrem Manne auch davon, und... er aß!! Ja, ja, in Korneck braucht man nicht

Vegetarier zu sein. Da sind Wurst, Schinken und Braten so frisch und wohlschmeckend, dass man alles mit großem Appetit essen kann, so wie es Wilhelm immer tat ... und heute Schorschel und Leni!

19. Juni

Schon die ganze vergangene Woche hindurch freute sich Jung-Korneck auf das Schützenfest im nahen Mühlldorf. Heute endlich nahm es seinen Anfang. Herr Reinhart hatte davon so viel rühmen hören, dass auch er sich aufmachte und ins Nachbardorf hinüberschritt. Und er ward nicht enttäuscht. Der „historische“ Umzug, die Theateraufführung, das Festessen, der fröhliche Tanz nach den bekannten Klängen der Schönwalder Stadtkapelle! Es war wirklich nichts zu verachten! Und am allerwenigsten die von nah und fern herbeigefahrenen stattlichen Bauerntöchter, deren rote Wangen an die vielbegehrten Borsdorfer Äpfel erinnerten! Die gefielen auch ... dem Dorfschulmeister von Korneck! Und dann für die Tanzpausen oder darüber hinaus – am warmen Abend – im Garten mit seinen überwachsenen Gängen – hier und da eine Bank unterm blühenden Jasmin –! Sollte man's glauben? Wahrhaftig: da saß Wilhelm Reinhart ... und zwar nicht ganz allein!! –

26. Juni

Schon wieder ein Sonntag! In einem etwas entfernten Bauerndorf sah Reinhart einige der kraftstrotzenden Mädchengestalten wieder, die er am vergangenen Sonntag in Mühlldorf kennen gelernt hatte. Aber dies war nur Zufall, und außerdem – die eine war es nicht! Die Veranlassung zu dieser Fahrt bildete ein Sängerfest, das die Gesangsvereine der ganzen Umgebung zu friedlichem Wettstreit zusammenrief. Und dort erlebte Wilhelm eine große, große Freude. Schwierige Gesänge hatten die einzelnen Vereine als Meisterstück eingeübt, und jeder glaubte, den Preis zu erringen. Da trat als letzter Wilhelms Vater mit seinen wackeren Sängern aus Remissen auf, und durch den Saal erklang das schöne Volkslied:

*„Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden!“*

So sinngemäß, so schön und wirkungsvoll hatte noch niemand das einfache Volkslied singen hören. Der Beifall forderte dies von Remissen geradezu heraus, das Lied zu wiederholen. Schon während des Gesanges hatte Erwin Müller seinem Freunde zugeflüstert: „Denen gebührt der Preis!“ Und richtig: neidlos traten alle dem einstimmigen Urteil bei: die von Remissen haben den Kampf gewonnen!

Also ward ihnen die Siegespalme. – Von Herzen beglückwünschten alle Brudervereine den von Remissen und seinen Leiter, der alten Kantor Reinhart. Und eine Freudenträne vergoss der junge Dorfschulmeister von Korneck.

1. Juli

In der heutigen Schulvorstandssitzung wurde der Bau eines Schulhauses in Korneck einstimmig beschlossen.

10. Juli

Aus dem Land, das meerumschlungen, erhielt Wilhelm den „Jörn Uhl“ geschickt, und zwar mit folgendem Begleitschreiben:

Min leewen Fründ Willem!

Hüt will ick Di nu mal een Book toschicken, dat hedd een anner Gesicht as de fröhlichen Bökers, de wi tosam'm lesen hew'n... Düt is een Book von Möh und Arbeet bi de Landslud. Toerst, as ick hörte, dat een Paster dat schreewen haet, dacht ick bi mi: wat kann he weeten von uns un uns' Harten, denn Du weesst ja wul, dat wi in'n Norden man höllisch knapp sün' mit de Wör'r, un dat dat nich licht is, dat Hart darbinnen to entdecken. Awer nu, möt ick segg'n: de Paster, de hedd uns doch bannig good dörkiekt. Du büs' nu ja mitten mank de Buerslud, un obglik se woll ganz een'n annern Slag sünd as wi, so dacht ick doch: Din Fründ Willem, de mot dat lesen! He schall sehn, dat achter all de slichte Arbeet un treue Plichterfüllung doch een deepes Hart sitten deit mit all' sin'n Sorgen un Nöten un Leew un Leid. Du mötst mi nu gradut seggn, woans Di dat Book gefallen deit.

Ick awer verblew mit veele Gröt un beste Fründschaft

Dine

Naschrift. De Witten steiht good, un de dicke Wieltrina is nu ook weg von'n Hof, sodat wi nu Freedden hew'n.

11. Juli

Neulich erschien in Korneck ein neuer Fortbildungsschüler. Er kam von Remissen, legte Zeugnisse vor, die Reinharts Vater geschrieben hatte, und überbrachte von diesem herzliche Grüße. Doch noch mehr! Richter – so hieß er – war selbst ein Remissener Kind und kaum sechs Jahre jünger als sein neuer Lehrer. Beide hatten also zu gleicher Zeit in derselben Heimat gelebt, nur mit dem Unterschiede: als Richter noch ein kleiner unartiger Junge gewesen war, hatte Wilhelm Reinhart bereits zu den Großen gehört. Trotzdem aber war Richter gar bald ein braver Schüler. heute hat er sogar einen feinen Witz

geliefert. Fragte der Lehrer nach den fremden Ausdrücken für Menschen-, Tier- und Pflanzenkunde. Niemand außer Richter wusste sie. Und die Steinkunde? Da war Richter wieder der einzige, der sich meldete. Stolz gab er zur Antwort: „Das ist die Steenographie.“

12. Juli

In der Umgebung des Dorfes, hatte ein starkes Hagelwetter viel Schaden angerichtet; Korneck selbst war glücklicherweise verschont geblieben. Meister Thomas war zugleich Vertreter der Hagelversicherung. Er konnte unmöglich in jedem Dorfe von Gut zu Gut gehen, um den Schaden abzuschätzen. Da war ihm nun Wilhelm Reinhart ein treuer Gehilfe. In einem Felde zu Korneck hatte ihm der Meister erklärt, wie eine solche Berechnung des Schadens vorzunehmen sei, und: nicht über 35 Prozent Entschädigung! gab er ihm auf seinen Weg als Richtschnur mit. Heute ging er hinüber nach Erlenau zum Gutsbesitzer Sonntag, der zugleich Gemeindevorsteher und Mitglied des gemeinsamen Schul- und Kirchenvorstands Hohenkirch-Korneck-Erlenau war. Der Herr selbst war nicht daheim, er war in der Stadt als Schöffe tätig, und seine Frau arbeitete fleißig im Garten. Also blieb nur Wanda, deren Tochter, übrig, Herrn Reinhart durch die Felder zu begleiten, wo die Abschätzung vorgenommen werden sollte.



Darüber war Reinhart gar nicht böse. So recht wie ein Germanenmädchen erschien sie ihm: groß und kräftig war ihr schöner Körper, den sie nicht gewaltsam einengte, wie es die Stadtmädchen taten, die Wilhelm genauer kannte. Blau die Augen und hellblond die zwei langen Zöpfe. Etwas errötet die Wangen; denn sie schritt ja heute zum erstenmal mit dem Dorfschulmeister von Korneck quer durch ihre Felder. Hier und da nahm Reinhart ein Büschel Getreidehalme in die Hand und prüfte dann mit scharfem Blick, genau

wie es ihn Meister Thomas gelehrt hatte. Mit 25 vom Hundert fing er an. Das war Wanda zu wenig! Sie schätzte den Schaden auf 50 vom Hundert. Da zählten sie wohl gar auf dem Raume eines Quadratmeters die umgeknickten und die unversehrten Ähren und fanden, dass Sie beide unrecht hatten. Und schließlich einigten sie sich, Fräulein Sonntag und Herr Reinhart (oder Wanda und Wilhelm?) auf ... 35 vom Hundert! Als beide nach einer guten Stunde in das stattliche Bauerngut zurückkehrten, hatte Frau Sonntag bereits den Kaffeetisch gedeckt und lud Herrn Reinhart ein, mit ihnen ein Tässchen zu trinken. Nach getaner Arbeit und Stärkung wanderte Reinhart frohgemut wieder hinüber nach Korneck. Unterwegs dachte er kaum noch an die Abschätzung des Schadens und die festgestellten 35 vom Hundert ... Viel, viel höher schätzte er Wanda, das blauäugige und blondhaarige Sonntagskind.

31. August

Wie freuten sich die Kornecker, als sie ihren Dorfschulmeister wieder hatten, und wie freute er sich, dass er wieder bei ihnen war! Sechs Wochen hatte er weit, weit weg von dem kleinen Dorfe gelebt; und wenn die Kornecker gefragt wurden, wo denn ihr Herr Lehrer sei, dann antworteten sie mit Stolz: Der studiert jetzt in Paris. Seine Briefe, in denen er von der Fahrt nach Frankreich erzählte, von der Ankunft in Paris, vom Leben auf den Boulevards bei Tag und Nacht, von den Vorlesungen in der Sorbonne, vom Pantheon, von seiner Besteigung des Eiffelturms, von einer Fahrt auf der Seine und gar von seinem Besuch des Schlosses zu Versailles, dessen geschichtliche Bedeutung sie alle kannten: diese Briefe gingen am Stammtisch von Hand zu Hand, und die Leser waren gar nicht böse darüber, dass ihnen fremde Gäste, etwa Bachstädter, lauschten. Ja, hatten sie des öfteren gemeint, es muss doch schön sein, wenn einer „so mit der französischen Sprache fort kann“. Und als Reinhart wieder da war, gab's im Gasthofe geradezu ein Einzugsfest. Nun musste er erzählen und erzählen. Dabei legte er ihnen eine große Zahl Abbildungen vor, die sie staunend bewunderten. „Der Eiffelturm, 300 Meter hoch! Das ist doch wahrlich zehnmal so hoch wie unser Kirchturm, und der ist schon reichlich hoch genug!“ „Versailles, Versailles! Im Schlosse zu Versailles wurde König Wilhelm am 18. Januar 1871 zum Deutschen Kaiser gekrönt. Und dorthin hat sich unser Herr Lehrer ganz allein gefunden. Ja, er, kann eben mit der französischen Sprache fort! Was hat er alles gese-

hen und erlebt in den letzten Wochen!“ — Und war doch nur ein Dorfschulmeister!

2. September

In der Schule war der Tag von Sedan „würdig“ gefeiert worden. Am Abend erschien „beim Thomas“ auch Herr Abraham Thieme, genannt: Thiems Ham, der Nachtwächter von Korneck. Und zwar stellte er sich im langen „Schwenker“ ein, der einst schwarz gewesen war, und mit der etwas zu hohen, rauhhaarigen Esse⁶, also sozusagen im Staatsschmuck. Er wollte doch auch – wie die anderen – seine vaterländische Gesinnung an den Tag legen. In später Abendstunde, als schon mehrere Ansprachen verklungen waren, bat er den Herrn Reinhart, doch einmal zu spielen: „Wer will unter die Soldaten“, er wolle dazu sein Lieblingslied singen, das er noch von 70 her könne. Alle lauschten; Reinhart spielte einen Vers vor, und dann sang der vaterländisch-durchdrungene Nachtwächter, am Klavier stehend, die linke Hand mit dem hohen Hut auf die Hüfte stützend und mit der rechten von Zeit zu Zeit durch die Luft fahrend:

*„Preußen, Bayern, Baden, Hessen,
Stellt euch tapfer Glied an Glied!
Was geschehn ist, sei vergessen
Und vergessen, was uns schied!
Von der Alpe bis zum Strand
Tönt das Lied vom Vaterland.
Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot!“*

Dieser stolze, „erhebende“ Sologesang brachte ihm, dem tapferen Nachtwächter von Korneck, reichen Beifall, ein dreifaches musikalisches hoch und manches Glas Freibier ein. So konnte auch er in früher Morgenstunde mit seinem „Patriot'schen“ hinüberwanken zu seiner noch besseren Hälfte.

5. September.

Die Bauern von Korneck blickten auf die arbeitsreichsten Wochen des ganzen Jahres zurück. Sie hatten reiche Ernte gehalten, das gaben sie dankbaren Herzens zu. Wie freuten sie sich über der Scheunen gefüllte Räume und die Speicher, vom Segen gebogen! In der Schulstube hatte der Lehrer ein buntes Bild ausgehängt, den Vers darunter konnten die Jungen und Mädchen von Korneck sehr bald auswendig:

*„Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen;
Bunt von Farben*

⁶ Zylinder(-Hut)

*Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz." —*

In der Kirche zu Korneck wurde gestern das Erntedankfest gefeiert. Seit mehreren Tagen schon brachten die Bauerstöchter Kränze, die sie selbst geflochten, in die Kirche, dazu auch von den schönsten Früchten der Felder und Gärten: Ährenbüschel, Kürbisse, Gurken, Sonnenrosen, immer die größten von jeder Art; damit schmückten sie im Beisein des Herrn Lehrers ihr Gotteshaus. In der Predigt bewies der Herr Pfarrer, dass er seinen Bauern tief ins Herze zu schauen vermochte, er hatte ihnen „aus der Seele gesprochen“. Aus dankbaren Bauernherzen erscholl durch die kleine, festlich geschmückte Dorfkirche das Lied:

*„Herr; die Erde ist gesegnet
von dem Wohltun deiner Hand.
Güt und Milde hat geregnet.
Dein Geschenk bedeckt das Land.*

*Auf dem Felde, in dem Garten
Ist der Segen ausgestreut,
Und gekrönt ist unser Warten,
Unsre Herzen sind erfreut!" —*

Und nach dem Gottesdienst wurden die Dankopfer an die wenigen Häuserleute des Ortes verteilt. Da war Thiems Ham mit einem Male ein reicher Mann!

11. September.

Mit dem geistlichen Herrn, der aus einem alten Adelsgeschlecht stammt, stand Herr Reinhart in regem Verkehr. In der Kirche schätzte er ihn als einen Landprediger in des Wortes bester Bedeutung, als einen Mann von echt deutscher Art, der nicht mehr predigte, als er seinen Bauern selbst vorlebte. In der Schule galt Reinhart als Fachmann. Wie des Pfarrers Freund drüben in Remissen, so meinte auch er: Die Kirche dem Geistlichen, die Schule dem Lehrer! Da er Reinhart von Amts wegen im Unterricht besuchen musste, kündigte er ihm neulich sein Erscheinen für Donnerstag früh sieben Uhr an. Doch hinderte ihn strömender Regen, sein Versprechen zu halten; denn Korneck war von Hohenkirch immerhin eine halbe Stunde entfernt. Desselbigengleichen geschah es auch am kommenden und am dritten Donnerstag! Da sprach der Herr Pfarrer lächelnd zu dem jungen Lehrer: „Es scheint, als wäre selbst der Himmel gegen die geistliche Ortsschulaufsicht, so will ich denn

meinen Besuch auf unbestimmte Zeit verschieben.“



In dem traulichen, wenn auch etwas baufälligen Pfarrhaus (es war 1713 erbaut worden und hatte demnach den Siebenjährigen Krieg miterlebt!) hat Herr Reinhart herrliche Stunden verlebt. Jederzeit wurde er von dem geistlichen Ehepaar gastfreundlich aufgenommen und bewirtet. Oftmals kamen die beiden Pastorsjungen, von denen der ältere natürlich Johannes hieß, nach Korneck und holten Reinhart hinüber ins gastfreundliche, freigebige Pfarrhaus. Im wildromantischen Garten zeigte der Herr Pfarrer seinem Gaste mit Stolz die üppigen Rosensträucher, die er selbst pflegte. Den Rosenpastor hätten ihn die Leute nennen können, zumal da er in der Rosenlaube seine Predigten baute den Sommer hindurch. Dort saßen sie oft stundenlang beieinander und waren auch irdischen Freuden nicht ganz abgeneigt: die überaus lebenswürdige Frau Pfarrer spendete duftenden Kaffee mit selbstgebackenem, inhaltreichem Kuchen ebenso gern, wie ihr frommer Gemahl Zigarren oder Pastorentabak. Geplaudert wurde von Korneck und Hohenkirch, von dem, was im deutschen Lande und in der weiten Welt geschah, von Kunst und Wissenschaft, am liebsten von den Schätzen der deutschen Literatur. Denn gelesen wurde im Pfarrhaus zu Hohenkirch so viel, wie in der Lehrerwohnung zu Korneck. Die schönsten Stellen aus den wertvollen Romanen der Gegenwart wurden in der Rosenlaube noch einmal gemeinschaftlich genossen. Und wenn Erwin und Wilhelm etwas Neues erlebt hatten, wie kürzlich erst die Fahrt auf „einem“ Rade nach Ehrenstein, wo sich Wilhelms Herz zu der bildhübschen Jeanette gefunden und auch Erwin süße Bande geknüpft hatte, so brauchten sie im Pfarrgarten kein Geheimnis daraus zu machen! – Einmal bat die Frau Pfarrer Herrn Reinhart, er möchte ihr doch seine gute lederne Zigarrentasche auf einige Zeit leihen. Nach etwa zwei Wochen erhielt er sie zurück, und auf der Innenseite prangte in Ölfarben ein prächtiger, bunter Rosenstrauß „zur bleibenden

Erinnerung an die schönen Stunden, die sie in der Rosenlaube verlebt hatten".

17. September.

Vor ein paar Tagen sind die „Hagelgelder“ eingegangen. Wo Herr Reinhart den Schaden abgeschätzt hatte, zahlte er auch die Entschädigung eigenhändig aus. Heute ging er nach Erlenau und traf den rüstigen Bauern Sonntag selbst an. Freudig erstaunt standen sie um ihn herum, als er eine hohe Summe auszahlte: nicht 25, auch nicht 35, nein ... 50 vom Hundert, in Worten: fünfzig vom Hundert! Wen schädigte er denn? Herrn Thomas nicht, und noch weniger sich selbst! Auch heute musste er sich wieder „etwas stärken“, und eine kurze Strecke Wegs begleitete ihn ... Wanda, das Sonntagskind!

25. September.

Liebste Dora Hansen Kai!

Heute danke ich Dir nochmals herzlich für den „Jörn Uhl“. Ich kann Dir wohl nachfühlen, dass das Buch für Dich Heimatdichtung ist. Mir braucht es darum jedoch nicht weniger zu gefallen. Im Pfarrhause zu Hohenkirch, wo ich so oft und gern weile, lag das Buch schon seit Wochen im guten Zimmer auf der roten Plüschdecke des großen Tisches, aber noch immer ... ungelesen! Dadurch erst, dass Du mir's schenkest, ist es hier wie drüben in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Nicht zuletzt durch Deinen Brief, der dem Geschenk beilag. In der Rosenlaube und im Studierzimmer des Herrn Pfarrers haben wir das Buch gelesen und wiedergelesen; auch die Frau Pastorin war mit ganzer Seele dabei. Nun sagt zwar Gustav Frenssen im „Jörn Uhl“ selbst: „Von Büchern wird man nicht klug, sondern von dem, was man erlebt“, aber wir haben sozusagen das Gelesene miterlebt und bilden uns wenigstens ein, in mancher Beziehung tatsächlich klüger geworden zu sein.

Der Herr Pastor redet viel von seinem alten Amtsbruder Petrus Momme Lobedanz, und nicht selten, wenn er eine Predigt für den kommenden Sonntag baut, hält ihn „Jörn Uhl“ im Banne. Weißt Du, als er neulich von der Demut sprach, sagte er von der Kanzel herab: „Nur dem Demütigen gibt Gott Gnade. Nur denen, die tief forschen, viel und ernst fragen, nur denen, die bewundern, staunen und demütig verehren: nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen weiten Menschendasein. Zu den Weiten und Tiefen des Menschendaseins, den wunderbaren, schönen, gelangen nur die Nichtwissenden“. Und

ein andermal: „Darauf kommt es an, dass du trotz der Schuld den Glauben an das Gute nicht aufgibst. Schuldig sein und den Glauben an das Gute aufgeben, das ist der Tod. Schuldig sein und doch für das Gute streiten, das ist rechtes Menschenleben“. Und als er von den Gleichgültigen sprach: Man kann sich von der Welt nicht so leicht abwenden. Man dreht sich um: sie ist da. Man dreht sich noch einmal um: sie ist noch immer da. Man hält sich die Augen zu, so hört man ihr Summen und Schreien, man hält sich die Ohren zu, so macht sie vor unseren Augen ihre Sprünge. Man muss Stellung zu ihr nehmen, Frieden halten oder Streit anfangen“. – Die Uhlen und die Kreien hat er gründlich durchschaut ... „Ja, ich bin ein Uhl, und dafür danke ich Gott! Auch in unserem Korneck aber, in Hohenkirch und Erlenau gibt es heute so markige Bauerngestalten; Du solltest herkommen, und wir wollten sie Dir zeigen! Wir haben hier Gott sei Dank noch Bauern, von denen Sohnrey, der Freund eines jeden Dorfschulmeisters, sagt:

*„Bauernfaust und Bauerngeist,
Ob auch selten man sie preist,
Sind des Staates Quell und Macht,
Sind die Sieger in der Schlacht. –
wohl dem Staat, der das bedacht!“ —*

Unserer Frau Pastor liegt Lena Tarn am Herzen. Nur bedauert sie, dass auch hier wieder, wie leider in so vielen Romanen, die Mutter am Kinde zugrunde geht. Das sei für die Frauen und für die angehenden Mütter wenig ermutigend!

Ich selbst habe mit dem alten Lehrer Peters gute Freundschaft geschlossen. Die Fenster standen offen, und die Vögel fangen in den Linden, und die Bienen summten in der goldenen, dämmerigen Luft, die sichtbar zwischen den Linden und den Fenstern stand!“ Dora, komm und siehe, ob es um mein Schulstubenfenster herum anders aussieht. Nur, dass uns noch Hunderte von Schwalben zwitschernd umfliegen, die unter den hervorstehenden Dächern des Bauerngutes ihre Nester bauen und ihre Jungen aufziehen. Wie oft haben wir den Schwalben schon zugesehen, wenn bei ihnen „Fütterung“ oder „Fliegunterricht“ auf dem Stundenplane stand. – Die Schilderung der Schlacht bei Gravelotte habe ich meinen Fortbildungsschülern vorgelesen, ... und nun hatten sie viel zu erzählen von Jörn Uhl und Geert Dose. So etwas ... möchten sie auch gern mal erleben! Du siehst also: es lebt auch hier ein tapferes Geschlecht. – Und dann für mich persönlich

noch eine Stelle aus „Jörn Uhl“. Du hast sie ja in dem Buche, das Du mir schenktest, selbst deutlich gekennzeichnet: „Das Dienen, das Sich-opfern, oder das Helfen und Treusein, oder wie man es nennen will: das ist das rechte, menschliche Königtum, das ist das rechte Christentum“. Nun, in meinem kleinen Korneck muss ich getreulich dienen und helfen. Komm' und überzeuge Dich, ob ich das rechte Christentum übe!

*„Ja, ich bin Wilhelm Reinhart, der Dorfschulmeister, und dafür danke ich Gott“. Dich aber grüßt ... herzlich
Dein Wilhelm.*

30. September.

Es ist schon lange her! Da kamen einmal am späten Abend, als sich Wilhelm Reinhart eben anschickte, zum nächsten Tag hinüberzuschlummern, die Kornecker Knechte und Mägde von einem abendlichen Spaziergang zurück. Mit fürchterlichem Geschrei (es sollte Gesang sein!) rückten sie ins Dorf, und was sangen sie für abgedroschene Lieder! „So etwas kommt in Korneck nicht wieder vor! Das soll anders werden!“ sprach der Lehrer zu sich selbst, und als sich die nächtlichen Ruhestörer beruhigt hatten, verfiel auch er in einen tiefen Schlaf. Für den nächsten Sonntag, nach dem Gottesdienste, bestellte er die übermütige Schar in seine Schulstube. Zwar wunderten sie sich über den Zweck dieser sonderbaren „Einladung“, aber sie erschienen alle. Das war ein lustiger Anblick für Wilhelm Reinhart, der also „nach der Kirche“ in sein Schulzimmer eintrat. Fein sonntäglich waren sie alle gekleidet, die Mädels prangten in den bunten Farben ihrer Kleider, Bänder und Schleifen. Manche von ihnen hatten sich „bei den Bauern“ so entwickelt, dass sie nicht mehr in die Schulbänke hineinpassten, sie saßen entweder auf den Fensterstöcken oder lehnten vorn am Glasschrank. An den Burschen waren die hohen, blitzblanken Stiefel und die dicken „Schweizer-Uhrketten“ das Auffallendste. Mitten unter ihnen aber stand Wilhelm Reinhart, und nach freundlicher Begrüßung sprach er zu den Versammelten: „Kinder, was habt ihr mir neulich für ein klägliches Ständchen gebracht in später Abendstunde! Pfui, was singt ihr für Jahrmarktslieder! Gesang ist etwas Herrliches, aber das war ja nur wüstes Geschrei, das gesitteter Menschen, die ihr doch sein wollt, durchaus unwürdig ist. Könnt ihr denn nicht die alten schönen Volkslieder miteinander singen?“ Es schien nicht so! Das Lied vom Böhmerwald im Leierkastentakt, das war etwa ihre höchste Kunst. Freudig aber nahmen sie sein Anerbieten entgegen, einige Lieder mit ihnen zu singen. Zunächst brachte er ihnen ein Volksliebeslied bei, wie er

es mit seinem Freunde Erwin Müller drüben in Hohenkirch so gern sang: „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten.“ Ein thüringisches Volkslied also, und das lag den Korneckern doch sehr nahe. Ein lustiges Stündlein war's im Schulzimmer am Sonntag nach dem Gottesdienst.



Und als sie sangen: „Man liebt die Mädchen bei frohen Zeiten,“ da konnte Wilhelm Reinhart heimlich beobachten, wie der Karl zur blonden Else und der Franz zur braunen Lisbeth und der Mar zur Martha mit den besonders dicken Backen hinüberblinzelte! – „Für heute Schluß! Wollt ihr noch ein Lied lernen, so kommt ein andermal wieder! Lebt wohl!“ – „Leben Sie wohl, Herr Lehrer, und auch schönen Dank!“ – Nach ein paar Wochen kamen sie wieder, und siehe da, es waren ihrer noch viel mehr geworden. Und noch manches liebe Mal musste Herr Reinhart vom Gottesdienst zur „Singestunde“ gehen, und bald freuten sich nicht nur die Jungen, sondern auch die Alten über die schönen Lieder, die von da an zu Korneck in den Gesindestuben mit oder ohne Begleitung der unvermeidlichen Mund- oder Ziehharmonika, in den Gärten oder auf der Dorfstraße gesungen wurden: „Wenn ich den Wanderer frage: wo kommst du her?“ – „Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt.“ – „Die Reise nach Jütland, ach die fällt mir doch so schwer!“ – „Ein Schäfermädchen weidete zwei Lämmchen an der Hand.“ – „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich.“ – „Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb!“ — — War's recht so, Erwin? Dir und deinem unverwundlichen Frohsinn verdanke ich es, dass ich die Lieder selbst singen konnte!

6. Oktober.

In altgewohnter Weise erteilte Wilhelm Reinhart seinen Unterricht, und zufällig warf er einen flüchtigen Blick hinunter auf den Gutshof. Da lief die Bäuerin in großer Eile umher und rief bald ihren Mann, den Albin, bald ihre Tochter, die Else, bald ihren Schwiegersohn. Aber die waren alle draußen auf dem Felde. Da sie also in großer Aufregung lebte, öffnete Reinhart ein Fenster und fragte halblaut hinunter: „Nun, wo

brennt's denn, Frau Porzig?" Und sie antwortete ihm: „Ach, Herr Lehrer, gerade will die braune Liese kalben, und die Mannsen sind alle auf dem Felde, und ich hab' niemanden, der mir helfen könnte!" — Da schloss Reinhart schnell das Fenster und befahl den Kindern, das zwölf Strophen lange Lied „Befiehl du deine Wege“ im Chore aufzusagen und dann ein Lesestück vom Herbst zu lesen, jedes Kind einen Satz. Er selbst aber betrat mit dem üblichen Spruche „Viel Glück rein!" den Kuhstall, warf seinen Rock hinüber in die Grasekammer und griff nun wacker mit zu, genau die Anordnungen der Bauersfrau befolgend. Nach einer Viertelstunde war das Kälbchen da; mit großen runden Augen (es schien erstaunt zu sein!) erblickte es das Licht der Welt. Die Bauersfrau und der Herr Lehrer (diesmal aber nicht kraft seines Amtes!) umwickelten das Neugeborene mit Stroh und legten es hinauf zum Kopfe der Alten. Jetzt hätte Reinhart wieder seinem Hauptberufe nachgehen können, aber er musste es erst noch mit ansehen, wie die Kuh ihr Kalb am ganzen Körper ableckte, um es zu trocknen und zu wärmen. Ein wunderbares Beispiel für die Mutterliebe unter den Tieren! — Als der Lehrer nach vorausgegangener äußerst notwendiger Waschung und Reinigung seine Schulstube betrat, hatten die Kinder ihre Daueraufgabe noch nicht ganz beendet. Nach Schluss des um zwanzig Minuten verlängerten Unterrichts guckte Reinhart neugierig in den Kuhstall, und siehe, da sprang das schwarz-weiß-scheckige Kälbchen schon munter über den Gang und legte sich ohne fremde Hilfe aufs weiche Stroh. — Unterdessen war auch der Gutsherr und Schulvater zugleich, Herr Albin Porzig; vom Felde zurückgekehrt; er bat den Lehrer zu sich in die Bauernstube, dankte ihm für die Hilfeleistung und brachte zur Stärkung die Kognakflasche und die Zigarrenkiste herbei. Letztere hatte ihren ständigen Platz in der „kleinen Stube“ zwischen dem Spiegel und der Wand. An dem Spiegel aber prangten noch ein paar Doppelähren von der vergangenen Ernte her und die zuletzt eingegangene Verlobungsanzeige aus der „Freundschaft“. Auch brauchte Herr Reinhart die Milch, die er heute bezog, nicht zu bezahlen.

14. Oktober.

Im Gasthof zu Mühldorf fand „Unterhaltungsabend für die selbständigen Herren Landwirte nebst deren werten Angehörigen von Mühldorf und Umgebung“ statt. Wilhelm war nur zwar kein selbständiger Herr Landwirt, auch durfte er sich nicht zu deren werten Angehörigen rechnen; jedoch Josef Riedel, ein junger Bauersmann in Wilhelms Alter, führte diesen als Gast ein. Und dem Herrn Vorstand vorgestellte Gäste in geringer Zahl waren willkommen! In diesem Kreise

fühlte sich der Gast recht wohl. Zu hören bekam er wieder einmal die Schönwalder Stadtkapelle. Für Speise und Trank „in gewohnter Güte“ sorgte Kühns Emil, der fleißige und umsichtige Wirt, dessen Sohn das von Bauerssöhnen und -töchtern aufgeführte Theaterstück ganz geschickt leitete. Unter den „Schauspielerinnen“ bemerkte Wilhelm zu seinem größten Erstaunen eine, die war ... blauäugig und hellblond! — Und endlich der Tanz! So ein Bauernball übte auch auf den Herrn Lehrer einen ganz besonderen Reiz aus. Der tanzlustigen Mädchen von Korneck waren nicht wenige, und keins von ihnen sollte sich zurückgesetzt fühlen. So verging eine Stunde nach der anderen, und als der Freitag nichts mehr zu vergeben hatte, wurde am Sonnabend weitergetanzt. Josef hatte bereits seine Rolle eingespannt, und diese stampften ungeduldig auf dem gepflasterten Hofe: aber noch fehlte für die Rückfahrt der Herr Lehrer; der drehte sich oben auf dem Saale noch einmal im lustigen Tanz mit ... Wanda, dem Sonntagskind.

17. Oktober.

Am 15. Oktober verstarb der Landesherr im 72. Jahre seines Lebens, im zweiten Jahre seiner Regierung. Aus diesem Anlass fand gestern Trauergeläut und -gottesdienst statt. Heute veranstaltete Wilhelm Reinhart in der Schule eine Trauerfeier, zu der sich auch Väter und Mütter der Schulkinder einfanden.



9. November.

Für diesen Abend war Reinhart zu Herrn Gutsbesitzer Bauch zum Nachbarbier eingeladen. Zwar lag ihm das Kirchweihfest noch in den Gliedern, aber hätte er dieser Einladung nicht Folge geleistet, so hätte er damit kundgetan, er wolle mit Herrn Bauch keine getreue Nachbarschaft halten. Was bedeutet „Nachbarbier“? Wenn ein Fremder ins Dorf zog und sich ansässig machte, so musste er nach altem Brauch seinen Einstand geben, und dies war eben das Nachbarbier. Herr Bauch, der ein stattliches Gut durch Kauf erworben hatte, lud also seine Nachbarn ein (dazu

gehörte in Korneck, um Streitigkeiten zu vermeiden, das ganze Dorf) und bewirtete sie mit Bier und allerlei kalten Speisen. Dabei lernte er die Dorfbewohner kennen, und sie ihn. Heute hatte der Neuling bewiesen, dass er großartig in den Streifen passte.

10. November.

Der Beginn des Unterrichts musste um fünf Minuten verschoben werden; denn das Gequieke eines Schweines, das eben in der nächsten Nachbarschaft geschlachtet werden sollte, passte nun einmal ganz und gar nicht zum Morgengesang einer andächtigen Kinderschar. Gegen Abend erhielt der Herr Lehrer seinen Anteil ... wie er denn von jedem Schwein stets zwei große Würste kriegte, eine Blut- und eine Leber-, meist auch Wellfleisch noch dazu. Häufig auch wurde er zum Schlachtfest eingeladen. Dann erlebte er Wort für Wort, was Ludwig Richter fast einhundert Jahre vor Wilhelm Reinhart erlebt und in seinen Lebenserinnerungen folgendermaßen festgehalten hat: „Ein Geruch von süßem Fleisch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwürzte die Luft, und welche Wonne, zu sehen, wie die hellen, langen Leberwürstlein samt den teils schlanken, teils untersetzten oder völlig korpulenten Blut- und Magenwürsten in den Brodeln des großen Kessels auf- und untertauchten und endlich herausgefischt und probiert wurden!“ Eins aber hat Ludwig Richter nicht erwähnt. War in Korneck ein Schlachtfest, so durfte beim Wellfleischschneiden ein tüchtiger Kognak nicht fehlen, sonst hätte der Magen das viele Fett nicht vertragen! —

11. November.

Wilhelm Reinhart hatte es für bedeutungslos gehalten, dass er vor etwa zwei Wochen eine Klavierausstellung in Bachstadt besucht, dort auch den Klang des einen oder anderen Instruments erprobt und das eine als ganz besonders klangvoll bezeichnet hatte. An einen Kauf konnte er nicht denken; ein Fahrrad war bis jetzt das Höchste gewesen, worauf er sich schwingen konnte. Aber siehe da! Als Wilhelm heute vom Unterricht kam, fuhr gerade von der Richtung Bachstadt her ein zweispänniges Geschirr ins Dorf herein, und auf dem Wagen stand ... ein Klavier! „Nanu, wer kauft denn in Korneck ein Klavier, ohne den Lehrer um Rat zu fragen?“ dachte Reinhart. Am Gasthofe stiegen vier kräftige Männer vom Wagen, hängten den Pferden die Hafersäcke über die Ohren und gingen in die Gaststube, wohin ihnen Wilhelm Reinhart so ganz zufällig folgte. Nachdem sie sich „einen genehmigt“ hatten, fragten sie den Wirt, wo der Schullehrer wohnte. Der war gerade zur Stelle! Und so entspann sich folgendes Zwiegespräch:

Wir bringen das Klavier. — Ja, was denn für ein Klavier? Zu wem wollen Sie denn mit Ihrem Klavier fahren? — Zum Herrn Lehrer Reinhart nach Korneck. — Und wer schickt Sie? — Der Herr Direktor, der von der Ausstellung von neulich, wo Sie selber auch waren! — Und was sollen Sie mir ausrichten? — Einen schönen Gruß von dem Herrn Direktor, und Sie möchten doch das Klavier in Ihrer Stube aufstellen, bis es verkauft würde; er will's nicht erst wieder nach Muldenau schaffen lassen. — (Pause! Der Lehrer geht nachdenklich auf und ab.) — Würde für mich irgendeine Verpflichtung entstehen? — Nicht die geringste, das lässt Ihnen der Herr Direktor ausdrücklich sagen. — habe ich einen Vorteil davon? — Jawohl: hier ist der Schlüssel, Sie könn' das Instrument spielen, so oft Sie wollen. — Reinhart war noch ganz erregt vor Staunen; er besprach die Sache mit Herrn Thomas, nahm Papier und Feder und schrieb für den „Herrn Direktor“ nieder, er erklärte sich bereit, das Klavier in seinem Zimmer aufstellen zu lassen, stelle aber ausdrücklich fest, er sei nie in der Lage, es zu kaufen. Dieses Schriftstück übergab er dem, der bisher das Wort geführt hatte, und den Inhalt wiederholte er ihm mündlich. Dann griffen die vier handfesten Männer zu und trugen das „Klavier“ in Reinharts Zimmer. Der konnte es noch immer nicht fassen, dass er auf so billige Weise zu einem Klavier kommen sollte, und als das erste Stücklein, das er darauf spielte, zu Ende ging, tranken die Träger noch eins, das Reinhart gern bezahlte. Ein Klavier! Ein Klavier! Wie lange würde ihm wohl diese Freude beschieden bleiben? Fände sich doch in Korneck oder Umgebung kein Käufer! Von jenem Tage an war nun auch, wenn Erwin von Hohenkirch herüberkam, bei Wilhelm Reinhart „Leben in der Bude“.

12. November.

Die Kornecker sind ein Völkchen, das dem Wahlspruch huldigt: „Saure Wochen, frohe Feste!“ Und zu jedem Feste wurde der Herr Lehrer eingeladen. Zunächst eben als „der Herr Lehrer“, dann aber auch als Liederdichter und Tafelredner. So musste er neulich anlässlich eines Hochzeitsfestes in einem großen Bauerngute fünf Tage nacheinander aushalten:

1. Abend: Polterabend.
2. Tag: Hochzeitsfest.
3. Abend: Einladung der Nachbarn.
4. Abend: Ledigtag.
5. Tag: Einladung der Schuljugend!

Für Reinhart war es immer eine feierliche Begebenheit; wenn der Hochzeitsbitter bei ihm erschien, um ihn im Auftrage der Festgeber ein-

zuladen. Angetan war dieser, wie es die Vorschrift besagte, mit bunter Weste, blauem Rock, rotem Halstuch mit weißen Punkten, und vom Hute herab hingen buntfarbige Bänder. – Traf er Reinhart auf dem Schulhofe an, so sprach er nach kurzer Begrüßung mit würdigem Ton: „Ich möchte den Herrn Lehrer höflichst bitten, mich einmal in sein Amtszimmer führen zu wollen!“ Wo sollte Reinhart sogleich ein Amtszimmer hernehmen? Er führte den Hochzeitsbitter in seine Schulstube. Dort nahm der würdige Alte zunächst eine „gravitatische Haltung“ ein und verfuhr dann ein für allemal nach folgendem Muster:

„Der ehrbare Herr Gutsbesitzer Albin Soundso nebst seiner ebensolchen Gemahlin, der Frau Pauline geborenen Soundso lassen den Herrn Lehrer durch meine Einladung höflichst bitten, an dem am nächsten Freitag, als am 11. November, stattfindenden Familienfeste teilnehmen zu wollen, Kaffee und Mahlzeit allda genießen zu helfen!“

Um bei diesem Beispiel zu bleiben: an jenem 11. November hatte der Herr Pfarrer, der auch zum Feste geladen war, in der fast zwei Stunden entfernt liegenden Stadt an einer Ephoralkonferenz teilzunehmen. Zugverbindung war nicht vorhanden. Was tun? Da spannte der Herr Lehrer Bauer Schulzes Braunen ein, fuhr allein ins Städtchen und holte seinen geistlichen Herrn ab. Pünktlich erschienen sie dann gemeinsam zum fröhlichen Feste. —



Waren alle Gäste versammelt und die Tafel gedeckt, alsdann ließ sich der Hochzeitsbitter also vernehmen: „Und nun, wenn ich die verehrten Herrschaften bitten dürfte, an der Tafel Platz zu nehmen!“ War auch dies geschehen, so faltete er, weit ausholend, die Hände und sprach: „Und nun, wenn ich den Herrn Lehrer bitten dürfte, einige kurze Worte zu beten!“ Der würdevolle Ton dieser Rede wird dadurch erzeugt,

dass man die erste Silbe der Wörter „einige“ und „beten“ recht nachdrücklich in die Länge zieht. Also bitte noch einmal lesen! —.

„Und nun wünsche ich den lieben Gästen allerseits gesegnete Mahlzeit!“ Also begannen die Feste, die stets harmonisch verliefen, und es endete keins am Tage, da es begonnen. —



19. November.

Noch manches liebe Mal hatte Reinhart an den letzten Tanz auf dem Unterhaltungsabend in Mühldorf gedacht. Da erschien ein paar Tage später Kühns Viktor im Sonntagsstaate in Reinharts Wohnung und hatte eine große Bitte auf dem Herzen. Na, dann bitte Platz genommen! Eine Zigarre angezündet! Und nun heraus damit! Am 19. November sollte wieder Unterhaltungsabend sein, und dabei dürfe natürlich auch das Theaterspiel nicht fehlen. Alle Rollen habe er schon verteilt, nur für die Titelrolle habe sich noch niemand gefunden, da gäbe es so viel zu lernen! Aber für einen Herrn Lehrer sei das doch gar nichts! Wilhelm Reinhart ließ sich das Textbuch geben und begann zu lesen. Ein prächtiges Stück hatte er ausgewählt! Und siehe da: hinter den „Personen“ hatte er bereits die Namen mit Bleistift eingeschrieben, und es war allerdings nur noch „eine“ Lücke vorhanden. So erfuhr Reinhart ganz unauffällig, dass auch Fräulein Wanda Sonntag mit spiele, und zwar als „Partnerin“ des noch fehlenden Helden. Nach allerlei Ausflüchten und Ausreden, die „der Herr Regisseur“ jedoch nicht gelten ließ, sagte Wilhelm Reinhart zu ...

Nun ging Herr Kühn hinüber nach Erlenau. Unterwegs entfernte er wohlweislich Fräulein Wandas Namen; ihr aber klagte er, es fehle ihm nur noch die Heldin! Und sie werde ihn doch gewiss nicht im Stiche lassen! Auch sie las die Namen der bisher gewonnenen Mitspieler und ... sagte zu!

Es folgten in Mühldorf die üblichen Theaterproben, die immer mit lustigem Nachspiel endigten. Von der dritten Probe an wagte es Herr Reinhart, Fräulein Sonntag auf dem Heimweg zu begleiten. „Sie sah so freundlich aus, und er führte sie nach Haus!“ Das war nun freilich ein weiter Weg: Mühldorf – Wünschendorf –

Hohenkirch – Erlenau, von dort allein über Hohenkirch zurück nach Korneck. Manchmal aber schien beiden der Weg noch zu kurz, und dann wanderten sie miteinander über das Sonntagsgut hinaus bis zu einem Häuslein, das unter hohen Fichten stand; sie nannten es, das Hänsel- und Gretelhaus und dachten dabei an das Märchenhäuslein, bei dem es für jene beiden Kinder einst etwas Süßes abgegeben hatte. – Heute endlich fand die Aufführung statt, die „einfach großartig“ verlief. – Wieder erklangen die Walzertöne der Schönwalder Stadtkapelle. Und heute tanzten sie mit vollem Rechte den „ersten“ Tanz miteinander: Wilhelm Reinhart, der Dorfschulmeister von Korneck, und Wanda, das Sonntagskind.

Der Heimweg unterm leuchtenden Sternenhimmel führte sie auch heute wieder bis an das Hänsel- und Gretelhaus ...



23. November.

Woher wissen es nun schon die Leute in Schönwalde? Ei, ei, ihr Musikanten! Habt ihr's dort „ausposaunt“?

27. November.

Der gestrige Sonabend brachte Herrn Reinhart einen schönen Erfolg. Er hatte schon oftmals seinem Freunde Erwin den „Kirchweg“ erspart und den ganzen Gottesdienst gespielt. Da beschloss der Kirchenvorstand, die Lehrerstelle in Korneck zu einer Kirchschullehrerstelle zu erheben und diese Herrn Reinhart zu übertragen. Dieser aber hatte auf dem Seminar fleißig Französisch und Englisch gearbeitet und war von der Musik befreit gewesen. Nach ernster Vorbereitung und treuer Unterstützung durch seinen Vater bestand er gestern am Seminar zu Schönwalde eine musikalische Prüfung und erwarb sich dadurch ein Anrecht auf die „neue“ Stelle. Für die Fahrt nach Schönwalde (sie geschah bei strömendem Regen!) hatte ihm wie-

derum Herr Schulze den Braunen eingespannt. Als er am Abend Pferd und Wagen unversehrt zurückbrachte und ein Musikeugnis dazu, wurde er sogleich zu frischer Wurst eingeladen; denn Herr Schulze hatte an diesem Tage geschlachtet. Am gleichen Abend jedoch wurde die „Kantorprüfung“, wie es die Kornecker mit Stolz nannten, „beim Thomas“ festlich begangen. Auch gab das Amtsblatt Bericht über dieses Ereignis. Und freudig nannten sie von heute an ihren Lehrer – zum mindesten an den Sonntagen und in kirchlichen Angelegenheiten – ihren „Herrn Kantor“.

28. November.

Heute verlor Herr Reinhart während der Religionsstunde seinen Hut, seinen schönen, grünen, dauerhaften Filzhut mit ringsum aufgestülpter Krempe, seinen Hut, den er mit Vorliebe trug, um nicht immer sogleich als etwas Besonderes aufzufallen, wenn er mit seinen Kornecker Altersgenossen ausfuhr oder -ritt; seinen Hut, den Vater Reinhart drüben in Remissen den „grünen Feld-, Wald- und Wiesenhut“ nannte. Diesen Hut also verlor er heute. Und das ging so zu: Mit seinen großen Jungen und Mädels sprach er von der helfenden, tätigen Nächstenliebe. Zugreifen wollen wir, wenn unsere Mitmenschen darben! Wie der Samariter wollen wir sein, nicht wie der Priester oder der Levit. Da klopfte es an die Schulstubentür. Reinhart öffnete ... und stand plötzlich einem ganz zerlumpten Bettler gegenüber. Dem schien besonders viel an einem Hut zu liegen; denn er konnte den seinigen vor lauter Löchern kaum noch aufsetzen. Für Reinhart war dies eine Prüfung: sollte er jetzt versagen um eines Hutes willen? Nein!

„Berger, gib mal meinen grünen Hut her!“ Den setzte er dem Bettler auf und freute sich seiner Tat. Hin ist hin, verloren ist verloren! Aber Reinhart hatte doch gewonnen, und der Sieg hatte ihn noch lange nicht den Kopf gekostet, sondern nur einen Hut, allerdings gerade den schönen, grünen, dauerhaften Filzhut! Der Bettler aber mit schäbigem Rock und stattlichem Hut hielt Einkehr im Kornecker Wirtshaus.

Und siehe: dort war er rasch „aufgefallen“. Schon klopfte es wieder an die Schulstubentür! Und draußen stand Fräulein Mariechen und fragte hastig den Herrn Lehrer, ob er wisse, dass ihm sein grüner Hut entführt worden sei. Sein schöner, grüner, dauerhafter Filzhut! Ja, ja, der wusste es wohl und tröstete Fräulein Mariechen ob des schweren Verlustes. Stolz zog der Wandersmann weiter und pilgerte hinüber nach Remissen. Dort sprach er beim Kantor Reinhart vor, der den „grünen Feld-, Wald- und Wiesenhut“ eher erkannt als ihm der Bettler freudestrah-

lend berichten konnte, er habe ihn vom Herrn Lehrer in Korneck geschenkt bekommen.



Dort erhielt er tatsächlich einen Rock dazu. „Er ist von meinem Ältesten, der trägt ihn doch nicht mehr!“ Als aber der junge Reinhart selbst nach Remissen kam, gab's eine lustige Plauderei über den beglückten Handwerksburschen. Und aus zwei Gründen sagte Vater Reinhart lächelnd zum Sohne: „Wilhelm, das hast du recht gemacht!“

4. Dezember.

Im Schulhaus zu Remissen gab's heute Hasenbraten. Den Hasen hatte Wilhelm „spendiert“. Und das war so gekommen: an der Jagd, die vor kurzem auf den Fluren Kornecks stattgefunden hatte, musste natürlich auch Herr Reinhart teilnehmen. Eine Jagdkarte besaß er zwar nicht, ja, er durfte als Lehrer überhaupt nicht auf so unschuldige Geschöpfe, wie es die Hasen nun einmal sind, schießen; das vertrüge sich nicht mit Amt und Würden! Aber andererseits konnte er doch die Einladung, die vom Jagdpächter und Schulvater Albin Porzig ausging, nicht ablehnen, und schließlich übt doch auf jeden Menschen einmal im Leben das Verbotene einen besonderen Reiz aus; warum nicht auch auf Wilhelm Reinhart? – Aber die Sache hatte noch einen Haken. Reinhart hatte in seinem Leben noch nie ein Jagdgewehr in der Hand gehabt. Der Jagdpächter besaß deren mehrere. Er nahm eins, das ihm ungefährlich erschien, zog mit Reinhart hinaus ins Weite und erklärte ihm die Handhabung jener Mordwaffe älteren Kalibers. Auf dem Rückwege gab er ihm folgendes Versprechen: „Also, na ja, Herr Lehrer, wenn Sie auf der Jagd 'nen Hasen schießen, da könn' Sie ihn behalten, na ja, na ja!“ Der Tag der Jagd kam heran, Immer kleiner wurde der Kreis beim Kesseltreiben. Schon mancher Hase war bei dem Versuch, den eisernen Wall zu durchbrechen, zur Strecke gebracht worden; Reinhart aber kam nicht zum Schuss. Da versuchte wieder einer,

sein Leben zu retten; er sprang ... dem Lehrer durch die Beine, und draußen war er! „Wilhelm! Herr Reinhart! Herr Lehrer! Herr Kantor! Schieß und triff!“ Der aber sagte zu sich selbst: „Nur die Ruhe kann es machen.“ Er legte an und zielte ... und in der Tat: der Hase überstürzte sich noch zweimal, dann blieb er liegen; durch des Lehrers Blei hatte er einen ehrenhaften Hasentod erlitten. Ein vielstimmiges „Bravo!“ unterbrach die vorgeschriebene Ruhe. Reinhart aber fasste den Hasen bei den Löffeln, hob ihn hoch und rief mit berechtigtem Jägerstolz aus: „Das ist also mein Hase!“ – Ein lustiges Jagdessens „beim Thomas“, beendete diesen ertragreichen Tag, an dem wohl an die hundert Hasen zur Strecke gebracht worden waren. –

Und der eine Hase, den Reinhart selbst erlegt hatte, musste mit ihm hinüber nach Remissen radeln. — Dora, Wilhelms jüngere Schwester, hat ihn fein zubereitet, und heute haben sie ihn verzehrt. Vater Reinhart spendete außer allem Zubehör auch noch den Wein. Erst ließen sie sich gegenseitig hoch leben, dann wurde der Kreis immer größer gezogen, zuletzt stießen sie an auf das Wohl aller derer von Korneck!



6. Dezember.

Unter allen Bildern, die Wilhelm Reinhart in den Bauernstuben fand, fiel ihm besonders das eine auf: es stellte eine Dorflandschaft dar; über den Acker schritt der Bauersmann und streute den Samen aus; im Hintergrund erhob sich eine Burg. Und darunter stand folgendes Gedicht:

*„Der Bauer ist ein Ehrenmann,
er bauet uns das Feld.
Wer eines Bauern spotten kann,
ist mir ein schlechter Held.
Noch eh' die liebe Sonne kommt,
geht er schon seinen Gang.
Er tut, was allen Menschen frommt,
mit Lust und mit Gesang.
Im Schweiß seines Angesichts
schafft er für alle Brot.
Wir hatten ohne Bauern nichts,
die Städter litten Not.“*

*Und darum sei der Bauernstand
uns aller Ehre wert;
Denn kurz und gut, wo ist das Land,
das nicht der Bauer nährt?“*

10. Dezember.

Dem Herrn Kantor von Korneck stand nicht nur Pferd und Wagen jederzeit zur Verfügung, sondern oft auch ist er ausgeritten. Sein Freund Josef Riedel hatte ihn dazu verleitet im Herbst, als die Felder sich selbst überlassen blieben. Er hatte zwei „Reitpferde“; für sich sattelte er den stattlichen Rappen, und für Reinhart den breiten Braunen. So waren sie schon oft hinübergeritten nach Remissen, wo Wilhelms Vater dem Jungen riet: Nur fest anhalten! Nach Schönwalde, wo sich die Schulkinder freuten, ihren früheren Lehrer zu Pferde zu sehen. Oder endlich ritten sie in manchen großen Bauernhof der Umgebung ein, um für Josef Umschau zu halten unter den Töchtern des Landes. – In Wilhelms Stube aber hingen Sporen und Reitpeitsche als sichtbare Zeichen seiner bewährten Kunst.

21. Dezember.

Weihnachtsfeier im Unterhaltungsverein zu Mühldorf! Wunderschön hatte Vater Kühn mit seinen vier blühenden Töchtern den Saal und die Bühne geschmückt. Jedem Eintretenden wurde sofort „weihnachtlich“ zumute. Den Mittelpunkt des Abends bildete ein Theaterstück, das wieder großartig verlief, auch für Reinhart. Da standen sie denn, als alle Verwicklungen sich glücklich; gelöst hatten, Arm in Arm auf der Bühne: Fräulein Sonntag und Herr Reinhart ... als Brautpaar! Hinter dem herabgelassenen Vorhange fühlten sie sich allein auf weiter Flur, sie umarmten sich und ... Hier schweigt die Chronik. Wäre nicht Wanda Herrin der Situation gewesen, so hätten die Zuschauer, als der Vorhang infolge des rauschenden Beifalls nochmals aufgezo- gen wurde, geglaubt, sie hätten eben auch den „letzten“ Schluss des Stückes noch sehen sollen.

*„Ich sah sie an, mein Leben hing mit diesem
Blick an ihrem Leben; ich fühlt es wohl und
wußt es nicht.“ –*

Stunde auf Stunde verging. Wandas Eltern und Brüder waren bereits nach Hause gefahren. – Kalt war's draußen; eine weiße Decke beschützte die ruhende Saat. Über dem Heimwege lag prächtiger Mondenschein. Mit lustigem Geplauder durchschritten zwei junge Menschen- kinder die heimatlichen Fluren. Dort aber, wo der Berg zwischen Wünschendorf und Hohenkirch am höchsten ist, wo sie das Gotteshaus von Hohenkirch vor sich sahen, dort fasste Wilhelm

das blonde Mädchen bei den Händen, schaute treuherzig in ihre blauen Augen und schwur ihr ewige Treue. Jetzt waren sie wirklich allein da unten auf weiter Flur; droben aber leuchteten Millionen von funkelnden Sternen, und über den Sternen thronte einer, der wusste, wie groß und heilig die Menschenliebe sein konnte. Auch glaubte Wilhelm den segnenden Geist seiner guten Mutter um sich zu spüren.

Da gestand ihm auch Wanda unter Freuden- tränen ihre treue Liebe. In Korneck, oder wo es sonst sei, wolle sie mit ihm glücklich sein und ihm treu zur Seite stehen in Freud und Leid ein Leben lang.

Und sie küssten sich beid' und hätten sich durch keine Macht auf Erden wieder voneinander tren- nen lassen, so stark verband die Liebe Wanda und Wilhelm!

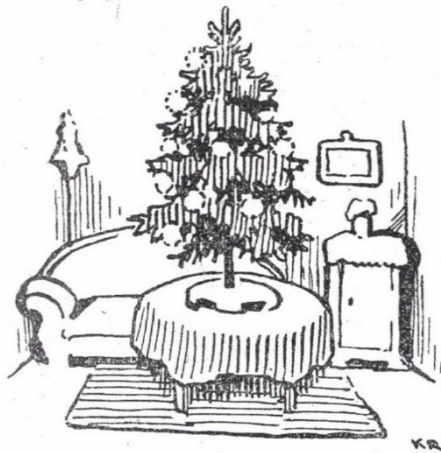
Weihnacht.

Korneck lag in tiefem Schnee. Als Weihnachts- bäume verkauft wurden, ging auch Wilhelm Reinhart und suchte sich eine stattliche Tanne aus. Seine Schulbuben erboten sich, ihm den Baum nach Hause zu tragen. Reinhart aber gab's nicht zu; in weihnachtlicher Stimmung (es war ja das Fest der Liebe!) und seliger Freude schritt er mit seinem Tannenbaum durch den Weihnachtswald, seinem Dorfe zu, den weißen, weichen Weg entlang, bis an die Wohnung. Wie der leibhaftige Weihnachtsmann kam er sich vor, und so ging es ihm durch den Sinn:

*„Von drauß vom Walde komm' ich her,
Ich muss euch sagen: es weihnachtet sehr
...“*

In seiner gemütlichen, schön durchwärmten Wohnstube stellte er den grünen Gast aus dem Walde auf und spielte zum Empfang die ewig schönen Weihnachtslieder, die nun wieder ihren Zauber auf die Menschenkinder ausübten. Er spielte sie und sang dazu. Wie sollte er aber den Baum schmücken? Von bunten Glaskugeln und allem möglichen anderen Gehänge war er durchaus kein Freund. Unverbrennbare Watte legte er fein säuberlich auf Ast und Ästlein, Zweig und Zweiglein, also, dass der Baum über und über bedeckt war wie seine Brüder drau- ßen im Walde. Dann besteckte er ihn reichlich mit weißen Lichten, die einer alten Handelsfrau übriggeblieben waren; die roten und die blauen, die gelben und die zweifarbigen war sie rasch losgeworden. So wäre der Christbaum eigentlich schon festlich geschmückt. Während Reinhart aber spielte und sang: „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“, besann er sich plötzlich auf die schönen Sterne, die immer daheim den Baum geziert hatten. Da saßen sie einst lustig plau-

dernd und singend beieinander im alten Schulhaus zu Remissen: Wilhelm und seine Geschwister, Richard aus dem Schloss, Robert aus der Schmiede, die blonde Martha aus der Brauerei und die braunlockige Dora. Von Wilhelms Mutter lernten sie mit Bedacht, wie man die Weihnachtssterne macht. Diese schöne Erinnerung war es wert, dass Herr Reinhart aus einem Teil seines Reichsadlerpapiers gleichbreite Streifen schnitt und daraus Stern auf Stern entstehen ließ. Mit weißen Fäden hängte er schließlich die Sterne an seinen Baum. So sollte er bleiben bis zum Feste. Wenn jetzt Kinder zu ihm kamen, waren sie immer sprachlos vor Staunen: einen solchen Baum hatten sie noch nie gesehen. Und doch gefiel er ihnen. Aber dass auch so gar nichts weiter daran hing: keine Glasperlen, keine Wachsvögel, keine Marzipanschweine, nicht einmal vergoldete Äpfel und Nüsse!! —



Während Wilhelm noch einmal in seiner Heimat weilte, musste sich der Baum doch gar manche Veränderung gefallen lassen. Und nun staunte Wilhelm, als er sein Werk in ganz anderer Aufmachung wiedersah! Nicht nur Äpfel und Nüsse hingen daran, sondern auch frische und geräucherte Würste, ein paar kleine Schinken, gefüllte Zigarettenschachteln und, wie Zeppeline schwebend, wirkliche Zigarren, jede einzeln in Silberpapier verpackt! Und unter dem Baume ein Stilleben: zwei große Stollen und ein Hase! — Wilhelm ließ sich diese Aufmachung ruhig gefallen, betrachtete den Baum und dachte für sich: auch so ist die Sache nicht ohne Geschmack!

Neujahr. (1905)

Wilhelm Reinhart, der in den Weihnachtsferien daheim Ludwig Richters Lebenserinnerungen gelesen und daran großen Gefallen gefunden hatte, schrieb in sein Tagebuch. wie jener im Jahre 1825: „Mit Gott habe ich den ersten Tag begonnen. Der Allmächtige möge mich leiten nach seiner Weisheit; denn was kann und was

ist der Mensch ohne ihn! Mir ist um Mitternacht ein neu Gestirn aufgegangen, es leuchtet und wärmt zum Leben, und ich fange nun erst an zu leben, nämlich im Glauben und in der Wahrheit. Heiliger Gott, gib mir Kraft, dass ich das Ziel erlange! Ich habe noch kein Jahr mit diesem Ernst angefangen; es soll auch kräftiger fortgesetzt werden; mit unablässigem Fleiß will ich nach der Wahrheit Streben ...“ Und dazu aus dem Jahre 1871: „Der Anfang sei mit Gott gemacht. Er möge die Sonne seiner Gerechtigkeit in unsere Herzen senden, auch in mein Herz, dass es mehr und mehr reife und Früchte des Geistes bringe, die ihm wohlgefällig, weil Wahrheit, sind.“ —

Am letzten Abend des verflossenen Jahres sollte in Mühldorf durchaus Theaterprobe stattfinden. Nur um Reinharts willen ist sie verschoben worden. Gewiss, es wäre ein fröhliches Silvester geworden bei Punsch und Stollen (denn Vater Kühn war seiner „Truppe“ gegenüber sehr freigebig), und Wanda wäre ja auch dabei gewesen! Aber den letzten Tag des Jahres hatte Wilhelm bisher stets beim Vater verlebt, und von dieser lieben Gewohnheit wollte er auch diesmal nicht abweichen. Moch in später Stunde ging er mit Vater, Bruder und Schwester zu Mütterleins Grab. Dann saßen sie im alten Schulhaus friedlich beieinander und harrten auf des Jahres letzte Stunde. Vom Himmel fielen die Flocken, weiß und weich. Von den Kirchtürmen der ganzen Gegend aber erklangen die Glocken und läuteten das neue Jahr ein. Wilhelm stand am offenen Fenster und lauschte; ihm war zumute, als höre er seine Kornecker Glocken heraus. In der ersten Stunde des neuen Jahres schritt er mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder am Wald entlang hinüber nach Korneck. Noch immer war Frau Holle bei der Arbeit; und ein wundersames Klingen, zusammengesetzt aus tiefen und hohen Glockentönen, schwebte in der Luft. Nach einer Stunde kamen die beiden Brüder, wie Schneemänner angetan, in Korneck an. Die meisten Güter lagen in schweigender Ruh; im Gasthof aber ging's noch lustig zu. Mit frohem Sang und Klang waren die Kornecker ins neue Jahr eingetreten. Erst müsse ihr Herr Kantor da sein, eher könnten sie nicht heimgehen. Nun ging's nach warmem Händedruck und guten Wünschen noch einmal heiter her, und auch Wilhelms Bruder ward gern gesehen. —

Am 1. Januar fand die „um ein ganzes Jahr verschobene“ Theaterprobe statt, die nicht weniger angenehm verlief, nur dass der Silvesterpunsch erst feierlich umgetauft und dann als Neujahrspunsch getrunken werden musste. — Der Heimweg führte Wilhelm wieder über Erlenau, aber auch sein Bruder war nicht auf dem kürzesten Weg nach Korneck zurückgekehrt; denn als

jener heimkam, war dieser noch nicht eingetroffen. — Für die kommenden Abende hatte Viktor Kühn seine „Truppe“ beschlagnahmt.

10. Januar.

Wilhelms Bruder weilte nun seit ein paar Tagen wieder in Leipzig, um daselbst Medizin zu studieren. Mit seinen Gedanken muss er aber noch ziemlich oft in Korneck und Mühldorf gewesen sein, was Wilhelm aus dem Briefe schloss, den er heute erhielt.

Lieber Bruder!

So hänge ich nun in meinem Klein-Paris schon wieder mehrere Tage, die mir trotz fortwährender Hast recht langsam vergehen wollen. Und das ist ja nach den schönen Serien auch sehr verständlich. Ich kann Dir's gestehen: auch Leipzig hat sozusagen einige Abwechslungen, aber ... Theaterproben in Mühldorf und was alles damit zusammenhängt, das fehlt mir doch recht sehr. Unter dessen ist wohl die Aufführung schon vorüber; wie gern wäre ich dabei gewesen! War's da auch vor und hinter den Kulissen so schon wie zu den Proben. Dass Deine Wanda (so darf ich doch wohl sagen?) immer gut nach Hause gekommen ist, kann ich mir denken. Die anderen auch!! Über Dein Sonntagskind habe ich gestern eine sachgemäße Kritik an unsere Schwester ins Schlesierland abgehen lassen und freue mich, dass diese so günstig lauten konnte und musste. Bruder, Bruder! Diesmal ist's Ernst! Nun ist's vorbei mit Deiner braunlockigen Dora, mit der Else, der Grete, der Lotte und der Pariser Reisebekanntschaft, und selbst Deine deutsch-amerikanischen Beziehungen musst Du abbrechen! Schluss! Habt Ihr bald wieder mal Theater? Dann hoffe ich bestimmt kommen zu können. Vorläufig habe ich mich hier wieder an die Arbeit gewohnt; freilich umgibt mich gewöhnlich ein anderer Duft als der Geruch der Ferienfleischtopfe in Remissen und Korneck oder des Kaffees und der Stollen in Mühldorf! Und dann die liebe Gesellschaft! Grüß alle von mir und sag' ihnen, dass ich schnell einmal im Geiste bei ihnen weile, auch wenn ich an Präparaten oder anderen Dingen arbeite. O quae mutatio rerum!

Und noch eins! Deine Bauern! Früher wunderte ich mich oft darüber, dass Du so stolz auf sie sein konntest, ich, der Herr studio medicinae! Nun aber weiß ich es: Du musst auf sie stolz sein! Die Kornecker wissen, was sie wollen. Eine glückliche, beneidenswerte Gemeinschaft! Und ihr Wahlspruch muss wohl sein: „Saure Wochen, frohe Feste!“ So grüße auch den Stammtisch und die liebe

Familie Thomas von mir! Morgen hat Vater Geburtstag. Wirst Du bei ihm sein? Fast drei Jahre weilt unsere gute Mutter nicht mehr unter uns. —

*Für heute grüßt Dich herzlich
Dein treuer Bruder.*

P.S.: Wenn Du ... siehst, sag, ich lass sie grüßen!



11. Januar.

Vaters fünfzigster Geburtstag! Diesem Tage wollte Wilhelm eine ganz besondere Weihe geben. Es war ein Mittwoch. Nach dem Unterricht ging er über Hohenkirch nach Erlenau ... zu Wanda. Als er in den Bauernhof eintrat, waren die Knechte damit beschäftigt, den leichten Wagen zu säubern und das gute, neue Einspännergeschirr blank zu putzen. Und nach dem Mittagessen wurde der Braune eingespannt; dann fuhren Wilhelm und Wanda zum Tore hinaus, durch Erlenau, Hohenkirch, Korneck, hinunter nach der Sandgrube, und endlich am Wald entlang nach Remissen. Wilhelm spannte im Rittergut aus und ging mit Wanda ... hinüber in die alte Schule. Vater, du Guter, hier hast du mein Geburtstagsgeschenk! Eine Schwiegertochter bringe ich dir ins Haus, Wanda von Erlenau, meine Braut!

Vater war vor Freuden gerührt; nur tat es ihm weh, dass Mutter diesen schönen Tag nicht hatte erleben sollen. Vor dem großen Bilde seiner verstorbenen Frau erteilte er dem jungen Paar seinen väterlichen Segen, und mit warmen, freundlichen Worten nahm er Wanda in seinen Familienkreis auf. Er schloss mit dem Wunsche, sie möge Sonnenschein in sein Haus bringen. Schwester Dora, die Vierzehnjährige, freute sich der neuen Schwägerin. Im Laufe des Nachmittags gingen Sie alle nach dem Friedhofe und legten am Grabe der Mutter einen Kranz nieder. Dort traten auch Wanda die Tränen in die Augen. Sie hätte Wilhelms Mutter so gern gekannt. Sollte Mutter wirklich des Sohnes Glück nicht sehen? — Auf dem Rückwege kehrten sie bei ihren besten Bekannten ein und stellten Wanda vor. Die Kindermuhme der Kantorskinder, die

alte gute Körners Großmutter, nahm „ihn aln Wilhelm“ und Wanda bei der Hand und sagte mit rührendem Lächeln: „Nu dahier!“ Das war der Inbegriff all ihrer guten Wünsche. — Am Abend fuhren Wilhelm und Wanda wieder nach Erlenau zurück. So glücklich, wie Vater und Mutter Reinhart einst miteinander gewesen sein müssen, wollten auch sie werden, Wilhelm und Wanda!

28. Januar.

In Bachstadt wurde heute „Flachsmann als Erzieher“ aufgeführt, eine Schulkomödie, die Otto Ernst 1901 geschrieben hat. Gelesen, mit Begeisterung gelesen hatte sie Wilhelm schon drüben beim Vater, und herzlich haben sich beide über das Lustspiel gefreut. Wie in Wirklichkeit! unterbrach der alte Herr den Sohn beim Vorlesen, und für jeden „Typus“, den Otto Ernst gezeichnet hat, wusste der Vater Beispiele; ja, manchmal konnte auch der Sohn schon mitreden! Alle sind sie in der Lehrerwelt vertreten: Karsten Diercks war in des Vaters Augen ein „Halunke“; denn Schmeichler und Kriecher konnte er für sein Leben nicht leiden. Spaß machte ihm Weidenbaum, der Pedant, der vor allem darauf bedacht war, dass seine Kinder die Tafelklappen in sechs Zeiten geräuschlos umzulegen imstande waren. Es soll tatsächlich heute noch Lehrer geben, die hundertmal schreiben lassen: „Ich soll nicht über den Schulhof rennen“ oder „Ich soll während des Unterrichts nicht lachen“. Hundertmal!! Selbst mehr als einen „Flachsmann“ kannte der Vater, wenn auch mit echten Zeugnissen. Und Negendank, der Schuliener, war beiden eine vertraute Person. Sie kannten einen Schulhausmann, der, sobald ein Lehrer fehlte, die Verteilung der Kinder an andere Klassen vornahm und dann dem Herrn Direktor Bericht erstattete. Zu Wilhelm aber sagte der Vater eindringlich: Halte dich an Flemming, der seinen Beruf nicht als Handwerk, sondern als Kunst betrachtet! Flemming sei dir das Lehrerideal! Und wirklich: Wilhelm Reinhart schwärmte für Flemming; so wie dieser fühlte er in seinem jungen Lehrerherzen für seinen Stand, und mit der Liebe Flemmings zog es ihn hin zu den Kindern, ganz gleich, ob es die feinen Stadtkinder von Schönwalde waren, oder die kernigen Bauernkinder von Korneck. Während und nach der Vorstellung war Wilhelm ganz begeistert. Schade nur, dass sein Vater nicht dabei sein konnte. —

Irgendwo und irgendwann war „Flachsmann als Erzieher“ schon einmal aufgeführt worden. Da hatte der Herr Direktor die Erwartung ausgesprochen, die Lehrer möchten einer Aufführung, in der ihr Stand so herabgesetzt würde, fern blei-

ben! Ob der vielleicht mit Flachsmann verwandt war?

31. Januar.

Was enthält doch das Kinderalbum mitunter für Unsinn! Auch Wilhelm Reinhart bekam Verse zu lesen wie diesen:

*„Liebe Martha, du musst scheiden
Zu Ostern, wenn die Veilchen blühn.
Tränen kann ich nicht vermeiden,
Wenn du wirst vor das Altar knien!“*

Um so mehr freute er sich, als er die Inschrift las:

*„Bebau das Feld, bleib bei dem Pflug!
Dann nüttest du der Welt genug:
Von dir dann Nutzen haben kann
Der arme wie der reiche Mann.“*

Und derselbe Junge hatte einem anderen ins „Stammbuch“ geschrieben:

*„Treibe nur den Ackerbau;
Denn sicher manche edle Frau
Wird durch des Bauern Fleiß verschönet;
Manch König wird gekrönt
Durch des Ackerbaus Ertrag;
Wie stolz wohl mancher sein auch mag,
Sein Hochmut müsst zu Schanden werden,
Gäb's nicht den Bauersmann auf Erden!“*

Wie war er zu diesen Versen gekommen? Er hatte in der Oberstube eine alte Truhe durchsucht, darin das Stammbuch seines vor kurzem verstorbenen Großvaters ausfindig gemacht und gerade an diesen beiden Inschriften den größten Gefallen gefunden.

Februar.

Von Reinharts freier Zeit wurde ein großer Teil durch die Vorbereitungen auf den Schulhausbau in Anspruch genommen. Und durch die Vorbereitungen auf ... ein nahe bevorstehendes Fest!

4. März

Ein Sonntabend war es. Auf ganz besondere Weise sollte Wilhelms Geburtstag gefeiert werden. Am frühen Nachmittag kamen seine Verwandten mit stattlichem Rittergutsgeschirr von Remissen herüber. Das ließen sich die überaus lebenswürdigen Herrschaften auf Rittergut Remissen nicht nehmen: wenn „Kantors“ eine Fahrt über Land vorhatten und die Benutzung der Bahn ausgeschlossen war, dann stellten sie ihr Geschirr gern zur Verfügung. „Kantors!“ heute war wieder eine Frau Kantor dabei! Eine Frau,

die sich aufrichtig bemühte, den Kantorskindern die verstorbene Mutter zu ersetzen!

Nach kurzem Aufenthalt „beim Thomas“ stieg Wilhelm mit auf, und in kurzer Fahrt ging's hinüber nach Erlenau. — Auf dem Sonntagsgute war alles festlich geschmückt, und selbst in den frischgeweißten Ställen herrschte die größte Sauberkeit. Kurz, man sah es dem Gute an, dass heute Gäste erwartet wurden zum „Familienfest“. Braucht es noch gesagt zu werden? An jenem Tage verlobten sich Wanda und Wilhelm! An jenem Tage verbrüdete sich eine ausgesprochene altenburgische Bauernfamilie mit einer Sächsischen Lehrersfamilie. Freudig empfingen Wandas Eltern den Bräutigam und seine Angehörigen. Alle freuten sich über das Glück des jugendlichen Paares, und mit warmen Worten nahm heute Vater Sonntag die neuen Verwandten in seinen Familienkreis auf. Ernste und heitere Ansprachen belebten die Festtafel. Und in den Tageszeitungen von Bachstadt und Schönwalde war zu lesen:

Wanda Sonntag & Wilhelm Reinhart grüßen als Verlobte — Erlenau / Korneck.

11. März.

Die Festtage von Erlenau waren vorüber. Reinhart war nun ein ganz besonnener Bräutigam. Auf dem Klavier, das noch immer in seiner Wohnstube stand, ohne ihm zu gehören, spielte er jetzt etwas seltener, denn er ging ja einen Tag um den andern nach Erlenau zu seiner Braut, und meist auch an den dazwischenliegenden Tagen noch einmal. Kein Wunder, dass die Schauspieler von Mühlendorf alle lachend auf ihn schauten, als sie nach einer Theaterprobe sangen: „Zu meinem Schätzchen muss ich mich hin alle Wochen siebenmal“. Heute aber wurde sein Pensions-Klavier davor bewahrt, zur bloßen Zimmerzier herabzusinken. Von Erlenau kam Wanda mit ihren Angehörigen herüber, von Remissen Vater Reinhart, Mutter Anna und Schwester Dora. — Da gab's einen fröhlichen Nachmittag, und das Klavier kam dabei kaum zur Ruhe. Besonders Schwester Dora wusste immer wieder ein Stücklein oder ein Lied. Vater Sonntag aber bemerkte in seiner kerndeutschen Art zu Wilhelm: „Mir kommt dein Klavier vor wie ein Pferd im fremden Stalle.“ Und als er gewahr wurde, dass es lieblich, anzuhören sei, machte er kurzen Prozess und kaufte es seinem Schwiegersohne. Diese Tat löste hellen Jubel aus, und ihm, dem Vater Sonntag, galt das musikalische Hoch, das jetzt erklang, von Wilhelm angestimmt, von allen mitgesungen. Was bisher sein „Klavier“ gewesen war, das war von heute an „sein“ Klavier. — Ob „der Herr Direktor“ im November des Vorjahres wohl schon so etwas

geahnt hatte? Jedenfalls war der junge Reinhart ihm heute sogar zu Dank verpflichtet.

25. März.

Wenn jetzt der Hochzeitsbitter zu Herrn Reinhart kam und seine Einladungen vorbrachte, fügte er der gewohnten und bereits bekannten Rede stets wörtlich hinzu: „Und nun habe ich den Herrn Kantor noch zu fragen, ob es vonnöten sein wird, dass ich nach Erlenau gehe, um allda seine liebe Braut gleicherweise zum Familienfeste einzuladen oder ob das der Herr Kantor selbst versorgen wird.“ Bereitwilligst nahm ihm Reinhart diesen Gang ab.

27. März.

An Lehr- und Anschauungsmitteln war die Schule zu Korneck arm. War sie doch erst vor wenigen Jahren von der Mutterschule in Hohenkirch losgetrennt worden. Trotzdem aber fühlte sich Wilhelm Reinhart in seiner Schule reicher als in Schönwalde. Wozu brauchte er ausgestopfte Sperlinge, Tauben oder Hühner, Enten oder Katzen? Wozu kostspielige Abbildungen von Ziege, Kuh und Pferd? Hatte er von den Haustieren zu sprechen, so brachten ihm die Bauernkinder viel mehr Wissenswertes, als sich in Bildern festhalten ließ. Seinen Schulvater brauchte er nur ein Wort zu sagen, so führte ihm dieser ein Pferd oder eine Kuh auf den Gutshof, wo nun der Unterricht stattfand. Und war Reinharts Weisheit zu Ende, da stand ihm Albin Porzig treu zur Seite. So erklärte er den Schulkindern am lebendigen Lehrmittel, wie man das Alter eines Pferdes an der Beschaffenheit des Gebisses feststellen könne. „Na ja, na ja!“ fügte er des öfteren hinzu; aber was tut's? Haben nicht andere Gelehrte auch irgendwelche Angewohnheiten?

Und dann das Wachsen in der Natur! Das Blühen und Gedeihen ein ganzes Jahr hindurch! Die Entwicklung des Getreides vom Samen bis zur Ernte! Da gab es für Wilhelm Reinhart selbst noch viel zu lernen. Als er nach Korneck kam, konnte er, so lange die Getreidefelder nur grüne Blättchen zeigten, ein Weizenfeld nicht vom Kornfeld unterscheiden. Er hat es aber gelernt und sich darüber gefreut. — Kam der Herr Schularat, um nach dem Stande der Schule zu sehen, so musste er oft an der Wandtafel lesen, wohin Lehrer und Schüler gegangen waren, um im Freien zu lernen: Sandgrube; Dreschmaschine im Gute des ...; Karpfenfischen im Dorfteich; Viehweide; trigonometrischer Punkt an der Straße nach Bachstadt; Grenzsteine des Heimatdorfes und vieles andere. —



Am heutigen Abend führte er seine Fortbildungsschüler auf den Wiesenplatz am Dorfteich und zeigte ihnen die Schönheit des Sternenhimmels. Er sprach zu ihnen von der Milchstraße, vom großen und kleinen Himmelswagen, vom Nordpol des Himmels, vom Orion, vom Siebengestirn, von Kastor und Pollux. Er fügte allerlei Gedanken hinzu und gab an, wieviele Jahre wir brauchten, um von Korneck bis auf den Mond zu reisen. Bald gesellten sich Schulkinder hinzu, bald Knechte und Mägde, und auch die Männer, die ihre Schritte nach dem Gasthof lenkten, blieben stehen, rückten allmählich näher und freuten sich, dass ihnen einmal die wichtigsten Sternbilder gezeigt wurden; die hatten sie bis jetzt immer nur auf dem inneren Umschlag des Schulatlases gesehen, am Himmel selbst aber noch nicht aufgesucht. Heute sahen sie mit offenen Augen und mit Sinnen „die güldnen Sternlein prangen am blauen Himmelszelt“. Zuletzt pries Wilhelm Reinhart vor den Versammelten die Allmacht Gottes, der hoch über den Sternen thront, der diese Wunderwerke geschaffen und seit Jahrtausenden gelenkt und geleitet hat. „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ – „Gott der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl.“ – „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ – „Das Meer, die Alpen und der Kölner Dom geben ein Gefühl des Unendlichen, und der Sternenhimmel als vierte Erscheinung setzt die Krone auf.“

*„Ach, denk ich, bist du hie so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?“ –*

Bei diesen Worten zog der siebzig Jahre alte Pröhl Adam sein Käpplein vom Kopfe und faltete die Hände wie zum Gebet, und später sagte er den jungen Reinhart, es sei gewesen „wie Kirche“.

29. März 1905

Das war heut' ein Tag, auf den die Kornecker stets mit Freude und Stolz zurückblicken werden! Ihrem Verständnis und Sinn für die Bildung der Jugend und ihrer Opferwilligkeit war es zu danken, dass am heutigen Tage bei schönstem Frühlingswetter der Grundstein zu ihrem eigenen Schulhause gelegt werden konnte. Da mussten die hohen Zylinder, die glatten und die widerspenstigen, wieder einmal alle aus dem Schranke heraus! Auf ihrem gemeinschaftlichen feierlichen Gange vom Gutshof bis zum „Grundstein“ bewunderten sie alle die tadellos neue, weiß-grüne Fahne, die vom ersten Stock des Gasthofes den festlichen Anblick des Dorfes und die allda herrschende Freude gewaltig zu erhöhen berufen war. Wer hatte sie gestiftet? Nun, es hatte eben jemand drei Meter weiße und drei Meter grüne Baumwolle auf eigene Kosten und Gefahr aus Bachstadt mitgebracht. Wilhelm, Wanda, das Mariechen und dessen Brüder Otto und Max, die so tüchtige Sattler waren wie ihr Vater, hatten ganz im Stillen eine Fahne daraus zusammengesetzt, die nach des „nicht genannt sein wollenden“ Gebers Wunsch später in den Besitz der Schule übergehen sollte. – Und nun standen sie, der Pastor, der Lehrer, die Eltern und die Kinder, am Eckstein des neuen Schulhauses und sangen:

*„Von ihm kommt aller Segen
aus seiner treuen Hand;
Gehn wir auf unsern Wegen
nach Pflicht, Beruf und Stand,
So fällt sein Gnadentau
auf unsre Weg und Werke,
So gibt er Kraft und Stärke
zum Grund und weitem Bau!“*

In der Begrüßungsrede gab der Herr Pastor einen Überblick über die Geschichte der Gemeinde und schloss den 29. März an die Reihe der für Korneck bedeutenden Tage an. (Im Gasthof meinte später einer, es sei geradezu ein „geschichtlich-historischer“ Gedenktag!) Dann verlas Wilhelm Reinhart die von ihm abgefasste und niedergeschriebene Urkunde; ein Zeitbild von Korneck, dem engeren und weiteren Vaterland, ja selbst der russisch-japanische Krieg durfte darin nicht unerwähnt bleiben!



Besagte Urkunde aber ward samt Tagebuchblättern von Schönwalde und Bachstadt, dem Hauskalender und verschiedenen Münzen vor den Augen der Festteilnehmer in eine kupferne Kapsel eingelegt, und diese wieder zugelötet und vom Baumeister versenkt und vermauert. „Möge sie ruhen für langwährende Zeiten auf dem Grunde, da Jesus Christus der Eckstein ist! Friede von Gott auch über die, welche die Urkunde einst finden und lesen!“ Darauf folgten die üblichen Hammerschläge mit den drei Begleitworten, die mit ins Schulhaus hineingebaut und später im fertigen Gebäude der Jugend ins Herz eingeprägt werden sollen. Herr Pastor von Dosky: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!“ Wilhelm Reinhart: „Dem Kinde Erziehung und Unterricht, dem Manne Achtung, dem Greise Ehrfurcht!“ Der Gemeindevorstand von Korneck: „Familie, Gemeinde, Staat!“ Und der von Waldau: „Mensch, Bürger, Christ!“ Der Kantor von Hohenkirch: „Den Kleinen zur Liebe, den Großen zur Zucht, der Gemeinde, dem Staate zu Muss und Frucht!“ Wilhelms Vater: „Luther, Pestalozzi, Bismarck!“ Wilhelms Bruder: „Freiheit, Ehre, Vaterland!“ Selbst die Schulkinder sprachen unter Hammerschlägen gute Wünsche aus. Der Baumeister schloss den Reigen mit den Worten:

*„Felsenfest durch Gottes Macht
ward der Stein auf Erden.
Felsenfest mög' durch Gottes Macht
Auch dies Schulhaus werden“!*

Es folgte noch Gebet, Segen und Schlussgesang, und jeder, der Korneck kennt, weiß, wohin sich die Festversammlung nur begab, um auch dort einen guten Grund zu legen.

Ostern.

Der Bau des neuen Schulhauses ging flott vonstatten. Wilhelm Reinhart aber sollte wohl hineinschauen, wie Moses ins gelobte Land, aber hineinkommen sollte er nicht. Wandas Großmutter, eine Bauersfrau durch und durch, die noch die Tracht des Landes trug, hatte mit ihrer Pro-

phezeiung, die sie am Verlobungstage ihrer Enkelin ausgesprochen hatte, nur allzu recht gehabt: Wanda werde schließlich doch dem Dorfe untreu werden, und in die Stadt ziehen! —:



Da Wilhelm Reinhart sich hatte einreden lassen, er werde an einer Stadtschule nötiger gebraucht als auf dem Lande, besonders um wieder französischen und englischen Unterricht zu erteilen, machte er sich mit dem Gedanken vertraut, sein liebes Dorf, das ihm ans Herz gewachsen war, zu verlassen, und endlich sprach er es auch aus: Korneck, ich muss dich lassen!

Noch einmal besuchte er all die lieben Bauern und Häuserleute, in deren Mitte er das schönste Jahr seines Lebens verbracht hatte. Schwer, sehr schwer wurde ihm der Abschied.

Die Feierlichkeiten in Schule und Kirche, sowie das Fest, das ihm im Gasthof bereitet wurde, ließen deutlich erkennen, dass die Großen und die Kleinen sich nur ungern von ihrem Dorfschulmeister trennten. Bilder der Bauersleute, der Schulkinder und der Güter erhielt Wilhelm Reinhart zum Andenken an sein Wirken in Korneck. In dem verflossenen Schuljahre war Wilhelm reicher geworden! Reicher um eine Braut, der er von Herzen zugetan war, und um tausend kleine und große Freuden und Erinnerungen, die er im Herzen mit hinübernehmen wollte in die fremde Stadt.

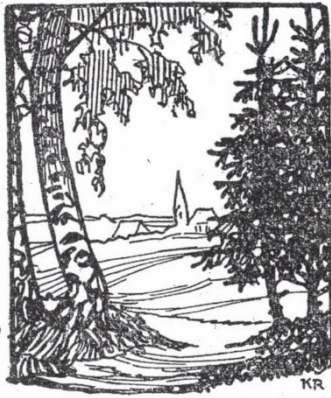
Drei Gedanken erleichterten ihm die Trennung. Zum ersten hatte der geistliche Herr, den er als einen edelgesinnten väterlichen Freund schätzen durfte, bereits Reisepläne ausgesprochen, die nur noch der Verwirklichung harrten.

Zum andern ergriff Erwin Müller von Hohenkirch den Wanderstab und schritt von dannen. Ob dessen Nachfolger auch wie er dem Wahlspruch huldigte: „Immer heiter, Gott hilft weiter!“ das wagte Wilhelm zu bezweifeln. Da wär's ja doch vorbei gewesen mit den schönen, gemeinsamen Stunden an der Seite des Freundes. „Erwin, willst auch du immer der herrlichen Zeit gedenken, da du die Laute schlugst und wir in deinem

oder meinem heim oder in der Gaststube zu Korneck unsere Lieder sangen? Gestern noch stimmten wir mit Tränen in den Augen an:

*„Und der Wanderer zieht von dannen;
denn die Trennungsstunde ruft.
Und er singet Abschiedslieder.
„Lebe wohl!“ tont ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft.“*

Und zum dritten: Wanda, Wilhelms Braut, wohnt ja drüben in Erlenau, so nahe bei Korneck! Gern versprach er daher den Korneckern, von Erlenau oft zu ihnen herüberzukommen und stets bei ihnen einzukehren, wenn er von Erlenau hinüberwanderte zu seinem Vater nach Remissen.



*„Denn es fiel ihm doch so schwer,
aus der Heimat zu gehn,
Wenn die Hoffnung nicht wär
auf ein Wiedersehn“!*

Lebet wohl! Lebet wohl! Auf Wiedersehn! ...

Nachwort zur Neuausgabe „Der Dorfschulmeister von Korneck“ von Paul Krause

Mein Großvater Paul Krause führte Tagebücher über viele Abschnitte seines Lebens. In seinem Büchlein „Der Dorfschulmeister von Korneck“ mit dem Untertitel „Wilhelm Reinhardts Tagebuchblättern nacherzählt von Paul Krause“ schildert er eine Zeit am Beginn seiner beruflichen Laufbahn als Lehrer. Den Personen und Orten gibt er erfundene Namen zur Wahrung einer gewissen Anonymität oder auch der Möglichkeit dichterischer Freiheit.

Paul Krause wurde 1882 in Colditz geboren, wuchs mit seinen Geschwistern als Sohn des Kirchschullehrers und Kantors Friedrich Hermann Krause in Remse auf, besuchte in Glauchau die Realschule und studierte an den Lehrerseminaren in Colditz und Rochlitz (1898 – 1902). Seiner ersten Anstellung als Hilfslehrer in Waldenburg folgte 1904 die Berufung als ständiger Lehrer nach Pfaffroda („Korneck“). Dort wurde er nach externer Prüfung auch zum Kantor berufen. Orgelspielen hatte er bei seinem Vater in Remse gelernt. Hier war er Dorfschul-lehrer und wir können seine Zeit dort verfolgen. Das dörfliche Leben war ihm nicht unbekannt, seine Erlbacher Großeltern besaßen einen Gutshof. Sein Ziel war aber, als Sprachlehrer für Englisch und Französisch tätig sein zu können. Mit der Berufung nach Lengenfeld i.V. als ständiger Lehrer (Sprachlehrer) wurde dies ab 1906 Wirklichkeit. 1906 hatte er in der Schönberger Kirche geheiratet. Er führte in den Schulferien private Sprachstudien in Frankreich und England fort und absolvierte dort Sprachlehrerprüfungen als Ergänzungen zu den Fachlehrerprüfungen für beide Sprachen am Seminar in Colditz.

1914 folgte die Berufung als Sprachlehrer an die Volksschule in Blasewitz bei Dresden, damals noch eine selbständige wohlhabende Gemeinde, ab 1921 eingemeindet. Nun war er mit seiner Familie, Sohn und Tochter wurden in Lengenfeld i.V. geboren, in einer großen Stadt angekommen. Nach Wehrrersatzdienst 1917 und Fronteinsatz 1918 mit Verwundung in Frankreich war er 1918 wieder als Lehrer tätig. 1925 und 1928 wurde er durch das Kollegium der späteren 63. Volksschule, einer 8-klassigen Volksschule und 10-klassigen höheren Mädchenschule, zum Schulleiter gewählt. Unerwartet verstarb er im Dienst 1931 an Herzversagen in Dresden.

Er verfasste mehrere Schriften zu pädagogischen und heimatkundlichen Themen, auch mit Bezügen zur Familie sowie für die Glauchauer

Zeitung / Beilage Schönburgischer Familienfreund oder die „Heimatstimmen aus Meerane und Umgebung“. Dazu gehörte ein Artikel über „Die letzte Marje von der Köthel“ 1930, die ihm in Altenburger Mundart aus ihren Leben berichtete, das er gewissenhaft aufschrieb. Köthel nannte er seine zweite Heimat, stammte doch seine Ehefrau von dort.

Mir selbst ist eine einklassige Dorfschule nicht unbekannt geblieben, besuchte ich doch 1943/45 die Schönberger Schule in der 1. und 2. Klasse während der kriegsbedingten Evakuierung aus Dresden.

Möge die Reprint-Ausgabe etwas betragen, die Zeit von vor über 100 Jahren kennen und verstehen zu lernen, wie dies die „Schönberger Blätter“ von Herausgeber Joachim Krause sich als Ziel gesetzt haben.

Dr.-Ing. Jürgen Krause
Dresden, im Januar 2015





Der Bruderhof

eine Familien- und
Bauerngeschichte von
Paul Krause

(nach einem
unveröffentlichten Manuskript
von etwa 1930)

Inhalt

Zum Geleit (Joachim Krause)	33
Vorwort (Jürgen Krause)	34
Der Bruderhof	36
Felix kehrt ins Elternhaus zurück	36
Felix wird ein Bauersmann	39
Vater Junghanns erstet für seinen Sohn ein Gut	44
Herbert nimmt sich eine Frau und steht seinem Bruder hilfreich zur Seite	49
Auch Felix feiert Hochzeit	53
Kriegsschicksale	58
Von allerlei Dorfgenossen	63
Oben auf dem Kirchhofe	65
Jahre des Glücks auf dem Bruderhofe	68
Anhang („Übersetzungen“ aus der Altenburgischen Mundart ins Hochdeutsche – Joachim Krause)	70

Zum Geleit

Ich hatte die seltene Gelegenheit, auf dem Dachboden eines Bauernhauses in alten Truhen stöbern zu dürfen. Dabei bin ich unter anderem auf ein mit Schreibmaschine geschriebenes Manuskript gestoßen, die Erzählung **„Der Bruderhof“** von Paul Krause (aufgeschrieben um 1930).

Es handelt sich hierbei um ein Kleinod, das – in der Sprache und Gefühlswelt seiner Zeit verhaftet – viel Wissenswertes über die ländlichen Verhältnisse vor hundert Jahren aufbewahrt. Gerade dass Heimat- und Kulturgeschichte am Schicksal einer konkreten Familie erzählt wird, macht die Darstellung plastisch und lebendig.

Obwohl in der Erzählung sehr persönlich über die Verhältnisse und Beziehungen in der Familie Junghanns aus Köthel berichtet wird, erfolgt das so behutsam und einführend, dass niemand von den Beteiligten in irgendeiner Weise beschädigt oder bloßgestellt wird.

Bisher war das Büchlein nicht über den Familienkreis hinaus bekannt. Nun endlich, fast hundert Jahre nach den geschilderten Ereignissen, kann ein Zugang für eine breitere Leserschaft ermöglicht werden.

Paul Krause (geb. 4.3.1882 in Colditz, gest. 5.11.1931 in Dresden) hat Familien- und Heimatgeschichte(n) in der vorliegenden Erzählung verdichtet. Dabei hat er sich in seinen Darstellungen weitgehend an den Tatsachen ausgerichtet, in einigen Fällen jedoch in der Freiheit des Dichters auch geringfügige Veränderungen vorgenommen.

Ich bitte um Nachsicht, wenn beim Abschreiben des Textes Fehler oder Ungenauigkeiten entstanden sein sollten. Nur an wenigen Stellen wurden von mir Fußnoten mit Erklärungen eingefügt.

Herzlich gedankt sei den Familien Krause und Junghanns für die Zustimmung zur Veröffentlichung!

Joachim Krause
Schönberg, im Frühjahr 2015

Vorwort

zum Abdruck der Erzählung **„Der Bruderhof“** von Paul Krause in den **„Schönberger Blättern“**

Mein Großvater Paul Krause hinterließ 1931 ein unkorrigiertes Manuskript mit dem Titel „Der „Bruderhof“, eine Familien- und Bauerngeschichte aus dem Altenburger Land zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Es existieren nur wenige Exemplare des Manuskripts im Kreis der Familien. In den Jahren der Weltwirtschaftskrise im vorigen Jahrhundert kam es nicht zur Veröffentlichung durch eine gedruckte Ausgabe.

Nun hat Herr Joachim Krause aus Schönberg, nicht verwandt mit den Nachfahren von Paul Krause, Herausgeber der „Schönberger Blätter“, Interesse an dieser Schrift gefunden, die ein Stück Zeitgeschichte aus dem Altenburger Land Anfang des vorigen Jahrhunderts beschreibt.

Dieser ersten Herausgabe des „Bruderhofs“ wünsche ich interessierte und aufmerksame Leser, die manche Details des Lebens, der Sitten und Gebräuche dieser Zeit auf einem großen Bauernhof erkennen mögen, als private Bauernhöfe die Landwirtschaft bestimmten und mit ihren Höfen auch die Dorfbilder prägten.

Das Altenburger Land wird seit Jahrhunderten landwirtschaftlich genutzt. Es besitzt wie das angrenzende mittelsächsische Bergland fruchtbare Löß-Lehm-Böden. 1907 wurden 92,4 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Landkreis Altenburg, damals Verwaltungsbezirk Altenburg-Land im Herzogtum Sachsen-Altenburg, von Mittel- und Großbauern bewirtschaftet trotz relativ dichter Besiedlung /1/. Betriebe mit 20–100 ha Nutzfläche bewirtschafteten 63,6 % der gesamten Nutzfläche, es folgten die Betriebe mit 5–20 ha auf 22,2 % und Betriebe größer 100 ha auf 6,6 % der Nutzfläche. Die Durchschnittsgröße eines Bauernhofs betrug 15,3 ha, was der größte Wert in Thüringen war. Zum Erhalt großer produktiver Bauernhöfe im Altenburger Land trug eine Besonderheit bei. Im Erbfall untersagten frühere Verordnungen die Teilung der Bauernhöfe, „damit die Landfolge und Steuer nicht vermindert werde“ bzw. um deren Wirtschaftlichkeit zu erhalten. Dies soll auch eine Quelle des Wohlstands der Altenburger Bauern gewesen sein, denen auch nachgesagt wurde, dass sie stets bestrebt waren, ihre Betriebe zu vergrößern /1/. Eine weitere Besonderheit gab es im Altenburger Land, den elterlichen Bauernhof erbte der jüngste Sohn.

Begriffe haben mit der Zeit Wandlungen erfahren. Ganz allgemein versteht man unter „Hof“

einen zu einem Gebäude gehörenden „eingefriedeten Platz“ oder auch ein Bauerngut samt Feldern /2/. Ein Bauer ist, wer die Landwirtschaft auf kleinem Landgut (Bauerngut) als selbständiges Gewerbe betreibt. Bauer im eigentlichen Sinne ist der Besitzer eines solchen Gutes, das den Inhaber vollständig ernährt und ihm gestattet, Gespanne zu halten /2/. Die Zahl der Gespanne ist auch ein Maß für die Betriebsgröße.

Der „eingefriedete Platz“ kann von mehreren Gebäuden umgeben sein, stehen sie einzeln um diesen Platz, so spricht man bei vier Gebäuden von einem Vierseithof, dazwischen schließen meist Toreinfahrten mit Torbögen den Hof nach außen ab. Eine typische Bauform war gekennzeichnet durch Wohnhaus, gegenüberliegender Scheune und beidseitigen Stallgebäuden. Vierseit- und Dreiseithöfe dominierten viele Dorfbilder /3/, /4/, /5/. Damals gehörten Ackerbau und Viehzucht auf einem Bauernhof zur normalen bäuerlichen Wirtschaft in Mitteldeutschland. Die von Paul Krause verfasste Familien- und Bauerngeschichte „Der Bruderhof“ beschreibt ein Stück der Familiengeschichte der Familien Junghanns in Köthel, als es notwendig wurde, für den erstgeborenen Sohn Felix von Olga und Hermann Junghanns einen Bauernhof zu erwerben, als dieser sich entschloss, statt des vorgesehenen Studiums die Laufbahn als Bauer einzuschlagen. Sein jüngerer Bruder Herbert Junghanns war der Hoferbe. Ihre Schwester Nelly Junghanns heiratete 1906 den Autor der Geschichte, Paul Krause aus Remse, der als „Dorfschulmeister von Korneck“ (Pfaffroda) schon bekannt wurde. Neben den Angehörigen der Familien Junghanns und Paul Krause werden auch andere Verwandte mit realen Namen in der Familiengeschichte genannt.

Einst große private Bauernhöfe erlebten in der DDR-Zeit einen radikalen Besitz- und Strukturwandel, der über Enteignungen oder staatlich verordnete Genossenschaftsbildung (LPG) zu heute meist größeren Betriebseinheiten, wieder privat oder genossenschaftlich betrieben, führte. Moderne Landtechnik oder die Spezialisierung auf Ackerbau oder Viehzucht erforderten meist völlig andere Wirtschaftsgebäude. So verfällt manches alte Bauerngut, das Jahrhunderte überlebte, oder wird zurückgebaut, da seine Wirtschaftsgebäude in der modernen Landwirtschaft nicht mehr verwendbar sind oder keiner neuen Nutzung zugeführt werden können. Der Bruderhof von Felix Junghanns blieb äußerlich als Vierseithof erhalten, ist aber kein bewirtschafteter Bauernhof mehr. Das Dorfbild erfährt einen ständigen Wandel.

Den Bruderhof lernte auch die Familie des Sohns von Paul Krause gut kennen, als sie in den Kriegsjahren 1943 – 45 zu Gast bei Helene

und Felix Junghanns als aus der Großstadt Dresden Evakuierte waren.

Angaben zum Verfasser

Paul Krause wurde 1882 in Colditz geboren und wuchs mit seinen Geschwistern Kurt, Hedwig und Dora ab 1885 in Remse auf, wohin sein Vater Friedrich Hermann Krause als Kirchschullehrer und Kantor berufen wurde und dort bis kurz vor seinem Tod 1916 tätig war. Nach der Grundschule in Remse besuchte er die Realschule in Glauchau und studierte danach am Königlich-Sächsischen Seminar (Lehrerseminar) in Colditz und am Königlichen Seminar in Rochlitz mit dem Abschluss 1902.

Stationen seines Berufslebens als Lehrer waren Waldenburg, Pfaffroda, Frankenberg, ab 1906 in Lengenfeld i.V. als ständiger Sprachlehrer (Englisch und Französisch), wo nach Hochzeit in Köthel mit Nelly Junghanns ihre Kinder Hermann und Marianne geboren wurden. 1914 erfolgte die Berufung als Sprachlehrer an die Volksschule in Blasewitz bei Dresden (ab 1921 eingemeindet), später 63. Volksschule, eine Schule mit 8-klassiger Volksschule und 10-klassiger höherer Mädchenschule, denn er hatte zur Ergänzung seiner Sprachkenntnisse private Studienaufenthalte in Frankreich und England absolviert mit dortigen Sprachlehrer-Prüfungen, die die Fachlehrer-Prüfungen in Englisch (1913) und Französisch (1909) in Colditz ergänzten.

Nach Wehrrersatzdienst 1917, beim Fronteinsatz in Frankreich verwundet, war er ab 1918 wieder im Schuldienst. Zweimal, 1925 und 1928 wurde er vom Kollegium zum Schulleiter gewählt. 1931 verstarb er unerwartet im Dienst (in Dresden). Er verfasste mehrere Schriften pädagogischen Inhalts und Schriften mit Bezügen auf Familie und Heimat.

Literatur

- /1/ Krause, Dr. Hermann: Die Landarbeiterverhältnisse im Landkreis Altenburg, Dissertation Jena 1932, Druck A. Roßteutscher, Coburg
- /2/ Volksbrockhaus 1931
- /3/ Baumgarten, Kurt: Das Deutsche Bauernhaus, Akademie-Verlag, Berlin 1980
- /4/ Schmolitzky, Oskar: Das Bauernhaus in Thüringen, Akademie-Verlag Berlin 1968
- /5/ Fiedler, Alfred; Helbig, Jochen: Das Bauernhaus in Sachsen, Akademie-Verlag, Berlin 1967

Dr.-Ing. Jürgen Krause

Dresden im April 2015

Der Bruderhof

eine Familien- und Bauerngeschichte

von Paul Krause

Felix kehrt ins Elternhaus zurück

Was war das doch für ein arbeitsfreudiges, unverdrossenes Schaffen kurz nach der Osterzeit draußen auf den Feldern des reichgesegneten Altenburger Bauernlandes, das ursprünglich wohl aus der unerschöpflichen Kraft, die in seinem dunklen Boden ruht, das vermochte, was es heute noch unter der liebevollen Behandlung vermag, die ihm der nimmermüde Bauersmann zuteil werden lässt: Jahraus, jahrein bringt es ihm vieltausendfältige Frucht und füllt ihm Scheune, Keller und Boden.

Sowie aber von der Dorfkirche aus, die in Schönberg oben auf dem Berge steht und in ihrem massiven Baustil die Gegend weithin beherrscht, der anheimelnde Ton der Mittags-

glocke erklang, da verstanden sie alle miteinander, die heute auf dem Felde arbeiteten, was sie ihnen wichtiges zu sagen hatte: Geht jetzt vom Acker hinein ins Gut! Du, froher Bauersmann, stopfe dir nach getaner Arbeit deine kurze Pfeife und gib deinem Schirrmeister eine Hand voll Tabak, damit er desgleichen tun kann! Dann sieh nach dem Rechten in Haus und Hof! Wenn du das getan hast, so studiere deinen „Thüringer Landbund“ und deine „Altenburger Landeszeitung“, damit du weißt, was in deinen Kreisen und was in der Welt vor sich geht! Ihr Mägde, beeilt euch, denn die Bauersfrau wartet schon im Kuhstall auf euch, bringt die schäumende Milch herbei und trägt die vollen Eimer hinüber ins Gewölbe. Ihr Knechte, schirrt eure Pferde aus, lasst sie am Wassertrog ihren Durst stillen, füllt ihre Raufe mit duftigem Heu und ihre Krippe mit kräftigem Hafer.



Abb. Das Gut von Hermann und später von Herbert Junghanns

Was die Glocke soeben in die Gegend hinaus gerufen hatte, dass ließ sich niemand zweimal sagen, ja, der neue Osterjunge, der eben erst aus der rauchigen Fabrikstadt auf unser Dorf hinausgezogen war und sich noch nicht so recht an die Feldarbeit gewöhnt hatte, die ihn stundenlang ins Freie hinausführte, hatte schon gar manches liebe Mal über Felder, Wiesen und Gärten hinweg zur Kirchenuhr hinaufgeschaut. Aber er musste sich mit dem Schlag der Glocke begnügen, der zu seinen Ohren drang, den

Stand der Zeiger konnte er nicht erkennen, da beschämte ihn der Bauersmann, der die Höhe des Lebensweges bereits überschritten hatte, der aber den neuen Osterjungen lieber zur Arbeit anhielt als ihm „aller Nasen lang“ zu sagen, wieviel Zeit bis zum Mittagsläuten noch verginge. Die Glocke war noch nicht verstummt, allen voraus schritt der Bauer. Aus seiner Pfeife stiegen gewaltige Wolken in den sonnigen Frühlingstag hinaus. Und in seinem Kopfe spann er schon die ersten Gedanken über die neue Ernte,

die aus der jetzigen Saat hervorwachsen sollte. Für alles, was um ihn herum vor sich ging, hatte er ein wachsames Auge: Hier war nicht tief genug geackert, dort nicht gleichmäßig genug gesät worden. Und wenn es auch nur der Feldweg war, der hier und da ausgebessert werden musste, um ein paar Monate später die schweren Erntewagen in seinen tiefen Gleisen tragen zu können.

Jetzt folgten die Mädchen, die mit ihren sechzehn, siebzehn oder achtzehn Jahren den Vorübergehenden ahnen ließ, was Landluft und Bauernkost an rundlicher Körperfülle zu geben vermag. Wie schwach und blass hatte die Liesel ausgesehen, als sie vor drei Jahren bei unserem Bauersmann ihren Diensttaler entgegennahm. Und heute! Kein Wunder; dass die jungen Burschen oben im Gasthof so gern mit ihr tanzen. Die wissen schon, was sie an ihr haben. Und wenn die Martha, die nun schon zwei Jahre zum Herrn Kantor in den Gesangverein geht, eins ihrer vertrauten Volkslieder anstimmte, dann fielen die übrigen gern mit ein und lernten von ihr allmählich eine ganze Anzahl Lieder singen. In lebhaftem Gespräch folgten ihnen die Knechte, sie hatten erst noch die Pferde vom Pflug oder von der Egge an den Feldwagen zu spannen, aber es war auch sonst ihre Gewohnheit: Sie waren immer hinter den Mägden her!

So verging auch noch die nächste Stunde bei froher Arbeit, und als die Kirchenglocken im ganzen Dorfe die Mittagsstunde ausriefen, erscholl bei unserm Bauersmann die alte Hofglocke, die von alters her an einem der Seitengebäude hing und an der unser Osterjunge auf Geheiß der Bauersfrau dreimal kräftig ziehen musste. Auch diese, nämlich die Hofglocke, redete eine deutliche Sprache: Kommt alle herbei und lasst euch das Mittagsmahl gut schmecken!

Frisch gewaschen und gekämmt kamen die Knechte aus dem Pferdestall und die Mägde von der Feuerung ins Wohnhaus herüber. Ja, da herrschte noch Ordnung, und wehe dem, der auch nur einmal gewagt hätte, die Reihenfolge des Aufmarsches zu stören: Der Osterjunge öffnete die schwere, eichene Tür der Leutestube, und nun traten sie nacheinander ein: Erst der Mann, dann der Schirrmeister, der Großknecht, die Großmagd, der Kleinknecht, der Kleinenke, die Kleinmägde, zuletzt der Osterjunge mit dem Ostermädchen, das zugleich noch die letzte warme Schüssel aus der Küche herbeitrug. Und in derselben Reihenfolge nahmen sie ihre ganz bestimmten Plätze ein. Wehe dem Schirrmeister, wenn er sich hätte wagen wollen, vor dem Mann, oder dem Großknecht, wenn er sich hätte wagen wollen, vor dem Schirrmeister den ersten Bissen aus der großen Schüssel herauszunehmen!

Auch in der geräumigen Bauernstube herrschte eine althergebrachte Ordnung. Der Vater nahm den Platz ein, von dem aus er den Topf am besten übersehen konnte, die Mutter dagegen den, welcher der Tür am nächsten war, die nach der Küche führte. An einer der langen Seiten des Tisches saß Herbert, der siebzehnjährige Sohn, der kurz vor Torschluss mit zweispännigem Geschirr aus Gößnitz zurückgekehrt war, wohin er ein Fuder Getreide in die große Mühle gefahren hatte.



Abb. Herbert Junghanns

Dort kam es immer auf ein Viertelstündchen nicht an, nach Erledigung des Geschäftlichen musste er mit in die Wohnstube des Müllers gehen, der ja sein Oheim war und dem Neffen vor seiner Heimfahrt gern eine Zigarre und einen guten Trunk anbot und ihm die gewünschte Gelegenheit gab, ein wenig zu plaudern mit Tante Fanny, die sich aufrichtig freute, wenn ihre Schwester Olga ihr einen Ziegenkäse oder ein Stück Butter mitschickte, mit den beiden Töchtern, die ihm das Neueste aus der Stadt berichteten, vor allem aber mit Rudi, der auch schon der Schule entwachsen war, einstmals die väterliche Mühle zu erben.



Abb. Nelly Junghanns

An der nun noch übrigen Langseite des Tisches saß Nelly, die hübsche blonde Bauerstochter,

die ihrer Mutter in Stall und Küche getreulich zur Seite stand.

Zwei der Kinder fehlten: Gertrud, die als blühendes Kind einer hartnäckigen Krankheit zum Opfer fiel und um die ihre Mutter noch jetzt ein paar Tränen weinte, wenn sie sonntags vor Beginn des Gottesdienstes um die Kirche herum zu ihrem frühen Grabe ging, und Felix, der schon seit Jahren nur noch die schöne Ferienzeit zu Hause verlebte. Er wohnte in der großen Stadt und besuchte eine höhere Schule: Er war sehr gut begabt, und weil er doch als der ältere der beiden Söhne kein Gut in Aussicht zu erben hatte, sollte er das Gymnasium der Nachbarstadt durchlaufen und dann in Jena auf der Landesuniversität studieren. Doch das lag noch in weitem Felde, vorläufig wollten Vater, Mutter und die beiden erwachsenen Kinder einmal tüchtig essen, denn ihre Arbeit hatte sie hungrig gemacht.

Auf der großgeblumten Wachstuchdecke standen zwei Schüsseln, aus der einen stiegen beständig weißlichgraue Wolken von den ungeschälten Kartoffeln auf, die andere war mit schönem, weißen Quark gefüllt und lud nicht vergebens zum Zulangen ein. Heute war Sonnabend, und sonnabends gibt's ein- für allemal Kartoffeln und Quark.



Abb. Felix Junghanns

Während nun die vier ihre Kartoffeln schälten und aßen, und der Vater bereits überlegte, was am Nachmittag angestellt werden sollte, öffnete plötzlich jemand, ohne erst anzuklopfen, die Stubentür. Und wer trat herein? Ein lang aufgeschossener, blass aussehender Jüngling, den man wohl für ein Stadtkind hätte halten können. Da hatten sie ihn auf einmal wieder, ihren Felix, den die Sehnsucht in sein Heimatdorf und auf seines Vaters Bauernhof getrieben hatte. Eilenden Schrittes war er vom Bahnhof der Nachbarstadt herangekommen und konnte sich nun an dem Essen, das ihm die Stadt entweder gar nicht

oder wenigstens nicht so gut bieten konnte, gründlich sättigen. Vom Leben in der Stadt und in der Schule war viel zu erzählen, aber noch mehr freute er sich darauf, am Nachmittag auf dem Felde zu arbeiten mit Vater und Bruder, sowie mit den Knechten und Mägden, die jetzt eben in der richtigen Reihenfolge aus der Leutestube kamen, da der große Zeiger an der maßgebenden, hornverkapselten Taschenuhr des Mannes schon weit über die Hälfte des Rundganges hinter sich hatte.

Am Sonntag vormittag besuchte Felix seine alten Freunde im Dorfe, nicht zuletzt die beiden Pastorsjungen, mit denen er vor Jahr und Tag von deren Vater gelernt hatte, nicht wie der Landmann den Pflug handhabt, sondern wie agricola, der Landmann, und ara, der Pflug, dekliniert und wie amo, ich liebe, konjugiert wird in allen Zeiten. Dem älteren der beiden Jungen hatte er draußen im Garten, in dem die alte, fast baufällige Landpfarre⁷ steht, ein Geheimnis anvertraut, von dem selbst seine Eltern noch nichts wussten. War's wohl etwas von amo und puella, von pulchra, pulcher, pulchrum? Ach nein! Aber heute noch mussten es Vater und Mutter erfahren und ihr Jawort dazu geben. Und richtig: Als am Nachmittag der Vater seinen Geldbeutel zog, um seinem Sohne ein reichliches Taschengeld mit in die Stadt zu geben, als Mutter und Schwester ihm sorgsam Butter und Käse in weiße Tücher packen und Herbert den Braunen einspannen wollte, um seinen Bruder nach dem Bahnhofe zu fahren, da sagte er's ihnen frei heraus: Bemüht euch nicht um mich! Ich bleibe heute noch da. Heute und immer! Ich bin gestern von der Schule abgegangen und will ein Bauer werden, wie ihr es seid! Das Leben in der Stadt halte ich einfach nicht mehr aus! Und auf die Gründe, die seinen Vater vor Jahren veranlasst hatten, den Sohn auf die hohe Schule zu schicken, erwiderte er ohne alle Sorge: Wenn du mir kein Geld geben kannst, so mache mich zu einem deiner Tagelöhner, ich will damit zufrieden sein. Mit diesen Worten übergab er seinem Vater das Abgangszeugnis, das nur gute Zensuren enthielt. Über seine Entschlossenheit und rasche Tat waren daheim alle erstaunt, aber es nützte nichts, die Liebe zur Heimat und zum Beruf seiner Väter war stärker als alle Versprechungen, er blieb daheim und wollte ein Bauer werden!

⁷ Pfarre: alte Bezeichnung für das Pfarrhaus (das Pfarrgut) auf dem Dorfe

Felix wird ein Bauersmann

Hoffnungsfroh lag die Zukunft vor ihm. Am Montag fuhr er noch einmal von Köthel in die Stadt, er bat sich vom Vater Pferd und Wagen aus und bekam es auch trotz der notwendigen Frühlingsarbeiten zugebilligt. Eingeschirrt und angespannt hat er den Braunen selbst, und es bereitete ihm viel Freude, zu zeigen, dass er trotz seiner Bücher noch wisse, wie einem Pferde der Zaum und das Rückgeschirre anzulegen sei.

Unter frohem Peitschenknall kutschte er zum Tor hinaus, und freudig fuhr er in seinem schönen Bauerndorfe die Straße hinab. Nicht nur die Bauern, sondern auch die Häuserleute sahen ihn stolz dahinfahren, und die Schneider Ernestine, die schon damals, als seine Eltern das Gut noch gar nicht übernommen hatten, geschäftig darin ein- und ausging, rief ihm neugierig zu: „Nu du meine Güte, Felix, hoste arnt schun wedder Ferjn? Wu willst abber henfahre?“ Und er: „Denk dir's nur, Ernestine, in die Stadt fahrt ich und hol alles nach Hause, was ich noch dort hab, und von morgen an ... werd ich ein Bauer!“ Das musste sie schnell ihrem guten Jakob erzählen, der oben in der Stube saß und für die Bauern Rutenbesen band. Felix aber, unser Held des Tages, schaute mit hellen Augen auf seiner Fahrt zur Rechten und zur Linken um sich, wo die Bauersleute mit ihren Knechten und Mägden auf den Feldern arbeiteten. An den hohen Schornsteinen der Fabrikstadt fand er bei weitem nicht so viel Gefallen. Als er nach langer Fahrt endlich in seiner Musenstadt ankam, lenkte er seinen Braunen in langsamem Schritt an der Schule vorüber, der er eben noch als Schüler angehört hatte. Schon heute trug er die rote Mütze nicht mehr, er hatte sie mit einem Hut vertauscht. Wohl blickte er hinauf nach seinem letzten Klassenzimmer, wo er seine Kameraden gerade in dieser Stunde bei mathematischen Studien höheren Grades beisammen wusste, aber er beneidete sie nicht darum. Auch bei seiner Frau Wirtin hielt er sich nicht länger auf als unbedingt notwendig war. Er spannte einen Strang aus, belud die leeren Kisten, die er mitgenommen hatte, mit Büchern und Wäsche, beglich die letzte Rechnung und fuhr dann bald wieder seinem Dorfe zu, wo er in später Nachmittagsstunde ankam.

Vater hatte unterdessen die Männerarbeit daheim neu verteilt, sodass auch Felix nicht zu schlecht wegkam, sondern vom Morgen bis zum Abend reichlich beschäftigt war. Besonders glücklich war Felix darüber, dass ihm der Vater ein Paar Pferde zugedacht hatte. Da gab's nun freilich viel zu tun, aber alle Pflichten wurden mit Ernst und Liebe erfüllt. Wo es etwas zu lernen,

zu bessern, zu vervollständigen gab, da war Felix zur Stelle. Mit der Dreifelderwirtschaft war er gar bald vertraut, und wie er wusste, welche Früchte in den letzten Jahren auf jedem der väterlichen Felder gewachsen waren, so fragte ihn der Vater auch nicht vergeblich danach, womit wohl in den kommenden Jahren die einzelnen Felder bebaut werden sollten.



Abb. Pferdezucht auf dem Junghanns'schen Gut

Zur ersten Weihnacht, die Felix daheim verlebte, schenkte der Vater jedem der beiden Söhne ein herrliches Reitzeug, das der Sattler im Dorfe aus dem besten Leder hergestellt hatte. Und bald ritten die zwei Brüder an schönen Sonntagen friedlich nebeneinander her durch Dörfer und zwischen den Feldern dahin, wie sich auch daheim beiden niemals störend etwas in den Weg stellte. Herberts Gedanken schienen folgenden Weg zu gehen: Du sollst einmal Vaters Gut erben, nur weil du der jüngere der beiden Söhne bist, so willst du wenigstens deinen Bruder, dem aus der Erstgeburt gerade ein Recht verloren geht, alles zu Liebe tun, was in deinen Kräften steht, und willst ihm nie einen Stein in den Weg legen. Wenn er diese Worte auch niemals ausgesprochen hat, gehalten hat er sie treulich in den kommenden Zeiten. Felix aber ließ sich bei aller Arbeit, die er gern tat, seinen Sonntag nicht rauben. Natürlich pflegte er auch an diesem Tage seine beiden Pferde, die sich vollständig an ihn gewöhnt hatten und schon laut wieherten, wenn er die Stalltür öffnete, manchmal nur, um jedem

ein Stück Zucker aus Mutters blauer Zuckerdose zu bringen.

Solche Arbeiten aber, die aufzuschieben gingen, verrichtete er am Sonntag nicht. Von Zeit zu Zeit brach in ihm doch wieder die Liebe zu Büchern durch, deren es aber im Hause seiner Eltern nur sehr wenige gab. Ja, man hatte vor Büchern sogar eine gewisse Angst, es könne einem so ergehen wie dem alten Weber Michel⁸, der vor lauter Büchern nicht mehr zur Arbeit kam und darum in seinen Büchern den Untergang seines Gutes fand. Ein Buch aber war vorhanden, und das wurde gelesen und immer wieder gelesen, war es doch in der altenburgischen Mundart geschrieben, die Felix über alles liebte und die ihn manches liebe Mal zur Schneider Ernestine hinunter trieb, die „de altenborgsche Mundort warklich an ollerscheensten in ganzen Durfe sproche kon.“ Darum wurde jetzt, seitdem Felix daheim war, viel öfter noch als früher das eine Buch aus dem Glasschranke herausgeholt und fleißig gelesen: Das Gößnitzer Bilderbuch ohne Bilder, das eine große Anzahl humoristischer Blätter aus den Stadt- und Dorferinnerungen eines alten Gößnitzers enthält. Jung und alt hat ihn verehrt und geliebt, den alten Robert Pöschel, der einmal den Missmutigen zugerufen hat, immer lustig und guter Dinge zu sein, das habe ihm in seinem Leben selbst über die schwersten Stunden hinweggeholfen.

**„Drum Freunde, ich halt es für meine Pflicht
und rat euch, vergesst ja mein Mittel nicht,
und ölt mit Humor euern Karren!“**

War da einstmals am Gößnitzer Pleißenwehr ein großes Stück Holz auf- und untergetaucht. Und was hatten die Gößnitzer daraus gemacht? Im Wehre schwimmt ein Krokodil! Und was hat Robert Pöschel daraus gemacht? Jenes humorvolle Gedicht, das mit der Frage beginnt, die der Michel an den Malcher richtet:

(„Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe Anhang)

**„Gevotter, hoste aa gehiert
Schun vun dann grußen Krokodille,
Dos mr in Gößnitz hunn gespiert?
Dos mocht ja Land un Leite wille!
Un 's mocht enn ungeheiern Schoden,
Se hunn ganz Gößnitz uffgeboten.
Dos Dengk konn noch gefährlich ware,
Denn 's frisst de Fische aus 'n Wahre.“**

Felix konnte nicht müde werden, diese Erzählungen aus seiner engsten Heimat wieder und immer wieder zu lesen, vor allem, weil sie in der Mundart seiner Väter niedergeschrieben waren: De Gluckkenkleppel, De irschte Fahrt uff dr Eisenbohn, Huppen Teffel, De Puppenkumedje, De Marje kimmt und noch vieles andere. Vor allem aber enthielt das Buch eine Geschichte von dem Gößnitzer Dr. Tipenau, den die Alten im Lande noch gekannt hatten. Kein Wunder darum, dass alle Gäste mit verschmitztem Lächeln zuhörten, als Felix bei einem Familienfeste an Stelle einer Rede das Gößnitzer Bilderbuch aufschlug und vorlas:

(„Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe Anhang)

Eene Schpachschtunde benn alln Dr. Tipenau.

Dr Dukter Tipenau wor e aller Jonggeselle, ar wuhnte bei mein Grußvoter, n alln Kreipzger Michel uffn Markte, un do ehm meine Mutter de Wertschaft mi mochte, do hierte se's aa veelmol mit on, wie ar seine Pazjenten obfargte. Se hot mr ufft drvun drzohlt, un do will'ch emol ewos aus seiner Praxis zum besten gähm.

Frieh im siem wor Tipenau ze schpachen.

Do worn aa geweehnlich schun Leite do, eemol abber wor de Schtobe benah vull. De irtschte, die dron kom, wor de alle Bauersch Marje.

Marje: Guten Morgen!

Tipenau: Nu, Marje, was fahlt dr denn, he?

Marje: Ich konn's nich mieh uffdaure. Zun Lehn will'ch nich kumme, 's is mr abber esu schlacht, 's leht mr in olln Gliedern.

Tipenau: Weis mr emol deine Zonge! – Nu, do hunn mr'sch, war weeiß, wos de olles neizamm-gesackt host in dein alln Mogen. Gieh nar glei heem un iss enn Haringk mit

⁸ In der Kötheler Gegend werden noch heute Personen in der Reihenfolge Familienname Vorname benannt (Kern Arnulf, Peschel Armin usw.)

- zammschten Graten, weiter isste heite nischt, morgen mochte's aa wedder esu, n Kupp un de Graten isste abber mit, dos will'ch dr soge. Ebermorgen werd's schun besser sei, sal's abber ju noch fehle, do gab'ch dr nochend e Fumativ.
- Schmatz Veit: He, Tipenau, ich war wuhl 'n Hexenschuss hohe, 's leht mr heng in Kreize, 's tut tausendsackermentscht wieh, wenn'ch grode trate will.
- Tipenau: Iss, wenn de heem kimmst, glei enn Haringk mit zammschten Graten, un loss dr vun deiner Fraa mit en Treibhulze 10 Minuten uff'n nackgten Buckel henn un har hantiere. Ich will dr aa noch enne Porganz mitgabe, die nimmste gegen Omde ei!
- Dr lange Riemer: He, Tipenau, ich hob Kuppnut, un abber aa esu siehr, doss'ch denk, die Schterne porzelt raus, wenn'ch mich nedder beeg.
- Tipenau: Dos musste ahm nich denke, is denn emao! enn Menschen die Schterne rausgeporzelt? Un war heeßt dr'sch denn, doss de dich nedderbeege salst? Do beeg dich doch nich nedder, be deiner Länge ist dos ebberhaupt beschwierlich!
- Dr lange Riemer: Dr Kupp ist mr abber esu eigenumm, ich weeß nich mieh, wu mr mei Kupp schtieht.
- Tipenau: I, red nich silch dumms Zeig, dos wertschte schu wisse, weis nar emol deine Zonge raus! Sapperlut, host du abber ne Zonge, die langt ju bis nonger an'n Hals. Na, zieh se nar wedder nei, mr wulln glei Obhilfe schoffe: Iss emol, wann de heem kimmst, enn Haringk mit zammschten Graten, weiter isste heite nischt, wenn's morgen noch nich besser is, do isste noch enn, abber 'n Kupp un de Graten isste mit, dos will'ch dr soge. Ich kann dr aa e Fumativ gabe, wenn de eens hobe willst!
- (Dr lange Riemer wal abber keens.)
- Josef Korl: He. Tipenau, 'ch muss mr 'n Mogen drkält hobe, 's kullert mr in Leibe rim wie Kisselsteene, 'ch denk glei, 's schneidt mr de Darmer inzwee.
- Tipenau: Gieh du aller Bimbelsack! Iss enn Haringk mit zammschten Graten, do wird's schun besser ware.
- Götzen Annree: He, Tipenau, mr hunn schu emol drvun geredt, de wallst mr doch 'n Banworm weg-brenge, 'ch bin'n bis heite noch nich lus.
- Tipenau: Su-su, de weeßt doch aa genau, doss de'n host?
- Götzen Annree: Nu, wenn'ch dr'sch sog, nateerlich!
- Tipenau: Gut, do wull mr de Kur moche. Do iss emol, wenn de heem kimmst, enn Haringk mit zammschten Graten un heite weiter nischt, morgen in die Zeit wedder enn nun weiter nischt. Ebbermorgen in die selbe Zeit aa wedder enn. Nochend trenkste zwee Schtunden druff e Achterchen Baamiele aus un wedder zwee Schtunden drnach nimmste de Porganz ei, die'ch dr mitgabe will. Richt dich abber druff ei, ich gab dr eene doppelte Porganz, denn be enn Bandworme, do muss mr Forsche drhenger moche. Nu will'ch dr noch enne Tiete vull Tee rei tue, dann kuchste, denn de werscht Dorscht kreie! – Domit ging Götzen Anree ab. –

Dr olleTipenau reeb sich irscht de Hnde, nochend sähte ar ze meiner Mutter: 'S worn e Haufen Leite do heite, 's is'mr abber nu aa, all wenn mich dr Honger plogte. Weeßte wos, Darthe, de giehst un hulst mr enn Haringk in dr Aptheke, 'ch hob hellischen Oppetit nach enn Haringk. De Butter un 's Brot hul'ch mr salber rei un aa de Flasche mitn Nardheiser. Heite will'ch mr emal ewas ze Gute tu! –

Hier endete die Vorlesung, die alle Lachmuskeln stark und lange in Bewegung setzte und die einen doppelten Erfolg hatte: Einmal lenkte sie das Gespräch auf Originale in Stadt und Land aus der guten alten Zeit, die natürlich längst dahingegangen war, und da wusste jeder Gast etwas Lustiges zu erzählen, woran sich auch die Frauen lebhaft beteiligten. Zum andern aber weckte die Vorlesung auf einmal in den Gästen die Liebe zu jenem längst bekannten, aber viel zu wenig beachteten Gößnitzer Bilderbuch, das vorläufig einmal von Hand zu Hand ging, das sich aber gar mancher am nächsten Markttage in der Stadt kaufte und an den langen Winter-

abenden mit den Seinen daheim las. Und gerade darüber freute sich Felix ganz besonders. –

Mit gleichmäßigen Schritten wechselten in Köthel Sommer und Winter und auf den Feldern Saat und Ernte. Auf die bevorstehende Soldatenzeit freute sich Felix vergebens, noch immer wurde er für zu schwach befunden.

Aber eine große Veränderung war im Hause vor sich gegangen: Am großen Tisch war ein Platz frei geworden, dafür aber wurde während der Ferienwochen wieder ein Platz mehr gebraucht. Nelly, die unterdessen zur Jungfrau herangewachsen war, verlobte sich mit dem jungen Lehrer, der auf dem Nachbardorfe seines Amtes

waltete, und als dieser eine Stelle in der Stadt erhielt, folgte sie ihm in Liebe und Treue als seine Frau dorthin, lebte sich in der Stadt besser ein als einst ihr Bruder Felix, kam aber in den Ferien von Herzen gern mit ihrem Manne ins Vaterhaus zurück und war ganz glücklich, als sie beobachtete, mit welcher Arbeitsfreudigkeit dieser an das doch ganz andere Werk ging. Besonders in der Erntezeit stellte er seinen Mann. So sahen es auch die beiden Brüder gern, wenn er in den heißen Juli- und Augusttagen die Sense ergriff und seine Schwad ebenso peinlich und kurz abhaute wie die übrigen drei Schnitter, oder wenn er beim Einfahren die Pferde übernahm und Tag für Tag seine fünfzehn bis zwanzig Fuder Getreide in die Scheune fuhr, ohne umzuwerfen.

Herbert war nicht so lang geraten wie sein Bruder, aber er war bei weitem kräftiger. Und als er zur Musterung ging, wurde er sofort zur Artillerie ausgehoben. In der Hauptstadt des Nachbarstaates hat er zwei Jahre lang gedient. Viel Neues hat er kennengelernt, strammer Dienst und frohe Stunden wechselten miteinander ab. Wie freute sich jetzt Vater Junghanns, dass er einen älteren Sohn bei sich hatte, der ihm getreulich weiter diente, bis endlich Herbert als Unteroffizier entlassen wurde und freudig zu den Seinen zurückkehrte.

Bald schafften die beiden Brüder wieder freudig miteinander und nahmen ihrem Vater manche schwere Arbeit ab. Trotzdem aber wollte es scheinen, als stünde in der Entwicklungsgeschichte eine tief einschneidende Veränderung nicht mehr allzu fern. Herbert, der sich bis zu seinem Eintritt ins Militär daheim mehr unter die Zahl der Dienenden gerechnet hatte, lenkte jetzt all seine Aufmerksamkeit, Mühe und Kraft auf den Zeitpunkt hin, wo seine Eltern ihm das Gut übergeben würden. Es war ihm, als arbeite er nicht mehr für seinen Vater, sondern für sich. Und dieser Gedanke gab all seinem Tun einen besonderen Reiz. Sollte aber auch sein Bruder für ihn tätig sein und ihm gegenüber so dastehen, wie beide Brüder jetzt noch ihrem Vater gegenüber dastanden? Damit konnte er sich nur schwerlich abfinden. Diese Gedanken, die niemals ausgesprochen, sondern eben nur gedacht wurden, führten zwischen dem Vater und den Söhnen durchaus keine Spannung herbei, wohl aber bahnte sich ein neues Verhältnis an. Zum Glück gehörten Jahre dazu, eine Lösung herbeizuführen, die von keinem der drei erzwungen wurde.

Noch manches Mal hielt der Frühling in unserem Dorfe seinen Einzug. Bei allen Mühen der Feldbestellung bewahrten sich die Bauersleute Sinn für die tausend Schönheiten in der wieder erwachenden Natur. Die Tage der ersten Veilchen

und Schneeglöckchen, Buschwindröschen und Narzissen waren wie kleine Festtage, und Mutter Junghanns war stolz darauf, bei Ankunft ihrer „jungen Leute“ den ersten Strauß Frühlingsblumen auf den Tisch stellen zu können. Dann war für sie auch die Zeit gekommen, in die Stadt zu fahren, einige Gärtnereien aufzusuchen und Samen für ihren Blumen- und Gemüsegarten einzukaufen. Sie wusste immer genau, ob Herbert sie im Vorjahre ein paar Tage früher oder später nach Gößnitz gefahren hatte und war besorgt, ja nichts zu versäumen. Ihre beiden Schwestern, Fanny in der großen Mühle und Lydia, die Frau Kommissionsrat, hielten einen guten Bohnenkaffee und etwas Gebäck für Schwester Olga bereit, die für ihren Garten bestimmt nicht weniger Sinn hatte als für ihren Stall. Die Rosenstöcke, die blaue Waldrebe, die Beerensträucher, alles wartete auf ihre Hilfe, und nicht mehr lange sollte es dauern, da wuchsen die Blätter des Pfeifenstrauches geradezu mit einem Wetteifer, einander an Größe zu überholen, um das Gartenhaus am Giebel des Gebäudes vollständig in Grün einzuhüllen. Vater Junghanns machte nicht viele Worte, das war so seine Art, aber er bewilligte gern alle Ausgaben für den Garten und freute sich, wenn er am Sonntag einmal hindurchging und sah, was in der vergangenen Woche wieder geschafft worden und gewachsen war. Nun brachte er selbst noch den Springbrunnen in Ordnung, an dem nicht nur die Schulkinder des Dorfes, sondern auch die „Städter“ ihre helle Freude empfanden. Auf dem Gutshofe stand eine alte Silberpappel, sie lehnte sich ein wenig an die Mauer, die einen gar gewichtigen Platz in der Mitte des Bauernhofes umgab. Jetzt schickte sie ihre ersten grünen Spitzen aus den Zweigen hervor, und bald breitete sie über Weg und Mauer ihre Blätter aus, die von unten grün und von oben weiß leuchteten.

Und welch ein Leben herrschte unter dem vorgebauten Dach der langen Scheune, die dem Wohnhaus gegenüber stand. Waren doch soeben die ersten Schwalben aus dem heißen und an Insekten überreichen Afrika zurückgekehrt in die Nester, die den ganzen Winter hindurch unversehrt geblieben waren. Einige von ihnen flogen in den Kuhstall, der vom großen Tore aus gesehen an der rechten Seite des Hofes steht, und suchten die Nester auf, die sich entweder an den Wänden unmittelbar unter der Decke krampfhaft festhielten oder die gemütlich auf den Lampenschirmen hockten und eine leise Bewegung mitmachten. Felix fand die Schwalben mit allen Einzelheiten so vertraut, dass er fest überzeugt war, es seien dieselben klugen Tierchen wieder, die den Hof im Herbst verlassen hatten. Brachten die alten Bekannten neue

Schwalbenpaare mit, so wurden eben in kurzer Zeit neue Nester gebaut, sodass wir heute schon ein paar Hundert zählen können. Mit Mühe und Not sind die Schwalben gerade noch in die Ordnung der Singvögel aufgenommen wurden. An Konzerten nehmen sie freilich nicht teil, aber sie machen das alles wieder gut. Sie sind äußerst geschickte Baumeister, die reinen Kunstflieger und fleißige Insektenfresser, wodurch sie sich auf dem Hofe und im Stall so nützlich machen, dass Vater Junghanns meint: Seid nur froh, dass sie nicht allzu gut singen können, sonst würden sie gewiss ihre Zeit mit Gesang vertrödeln und ihre Pflicht vernachlässigen.

Von Tag zu Tag überstrahlte die goldene Sonne unser Bauerndorf, jeden Tag ein paar Minuten länger und ein wenig wärmer, sodass der Vater, wenn er am Stocke über die Felder ging, oder die beiden Brüder, wenn sie den Feldweg hinausschritten, freudigen Herzens fühlten, dass der Sommer ihre Saaten wachsen und reifen ließ und die Zeit der Ernte immer näher heranrückte. Und wenn wieder eine Schwad nach der anderen fiel und mancher Schweißtropfen von der Stirn der Schnitter dazu, so kam doch die Liebe zur schönen Gottesnatur noch immer zu ihrem Rechte. Ohne eine blaue Kornblume im Knopfloch war Felix auf dem Felde wohl kaum zu sehen. Und wenn er beim Hauen auf ein Nest stieß, das eine feldgraue Lerche, die eben an ihren eigenen Liedern in die Luft gestiegen war, auf den Erdboden gebaut und in das sie ihre fünf oder sechs erdfarbenen Eier hineingelegt hatte, so ließ er rundherum ein paar Halme stehen, damit das ängstliche Vöglein, wenn die Schnitter das Feld verlassen haben, sein Nest wiederfinden sollte. Kamen sie an drei kräftige Distelstängel, in die der bunte Distelfink sein Nest kunstvoll eingeflochten hatte, so wurde auch dieses verschont. Wehe den losen Jungen, die es zerstören wollten. Die mochten sich die Sperlinge ausersehen, die drinnen im Gute ihre liederlichen Nester in die Dachrinne bauten, die mochten Feldmäuse und unten am Bache Wasserratten erschlagen oder einen Hamsterbau ausgraben.

Beim Einfahren in die Scheune freuten sich alle Beteiligten auf einen harmlosen Scherz, der wohl Jahr für Jahr wiederholt wurde. Immer höher wurde das Getreide in der Bansel aufgeschichtet, und mit ernster Miene sagte der Erntemann, der das Bansen über hatte, zu einem, der ihm die Garben zulangte: „Nein, jetzt geht's nicht mehr! Steig doch schnell mal hinunter und lauf rüber zum Nachbarn, sag ihm einen schönen Gruß und ich ließ schön um den Banselhahn bitten!“ Der ahnungslose Junge, der dieses Wort noch nie gehört hatte, (denn wenn er's schon kennt, ist der Spaß verdorben), lässt sich's vom

Bauersmann, der vom Wagen gibt, oder von dem Knecht, der die Garben absticht, noch einmal sagen, und besorgt um die richtige Ausführung des Befehls rufen ihm alle nach: „Den Banselhahn sollst du holen, den Banselhahn!“ Nun kommt er hinüber und richtet seinen Auftrag aus. „Guckt euch den Jungen an, der will den Banselhahn holen! Ja, den bringst du doch so nicht fort! Geh nur schnell nochmal hinüber und hole euern Handwagen!“ Unterdessen füllen sie eine tüchtige Ladung Pflaster- oder Ziegelsteine in einen Sack und laden ihn auf den herbeigebrachten Wagen. Ein jeder sieht ihm nach und verbeißt sich das Lachen. Daheim wieder angekommen, sehen sie ihm schon neugierig entgegen. Er soll den Banselhahn selbst auspacken. Er ist über den Inhalt erstaunt und wird nun endlich vor allen Ernteuten gehörig ausgelacht. Doch damit noch nicht genug, dasselbe erlebt er noch einmal, wenn er den leeren Sack zum Nachbarn zurückbringt. Ist der Junge ganz harmlos, so wird er einige Wochen später noch nach Dreschfliegelschmiere geschickt.

Waren die Scheunen gefüllt bis obenan, so wurde das Erntefest im ganzen Dorfe fröhlich gefeiert. Früchte des Feldes und des Gartens, also Getreidegarben, besonders große Kürbisse, Gurken und Krautköpfe wurden in der Kirche zu einem bunten Bilde vereinigt, sodass der Herr Pastor, wenn er das Evangelium verlas, auf dem Altarplatze mitten im Grünen stand. Die Schneider Ernestine holte sich aus den Gärten der Bauern Georginen, Asten und andere Blumen, die noch blühten, und flocht daraus Kränze für die Kirche und die Bauernhäuser. Der oder jener Bauer brachte ihr ein Büschel Haferispfen, und der Kranz, den sie daraus wand, blieb den ganzen Winter hindurch über der Stubentür hängen.

Im Backofen aber brannte ein lustiges Feuer, dann ein Erntefest ohne ein Dutzend oder noch mehr Sorten Kuchen konnten sich weder die Bauern selbst noch die Ernteute denken.

Bald war auch dieses Fest, noch nicht aber alle Arbeit vorüber. Die Dorfjungen mussten sich recht beeilen, wenn sie auf den Stoppelfeldern ihre Drachen steigen lassen wollten, denn schon nach kurzer Zeit wehte der Herbstwind über frisch gepflügten Ackerboden dahin, dem bald wieder die neue Saat anvertraut wurde. Und erst, wenn die Kartoffeln in Keller lagen und auch diese Felder noch bestellt waren, trat eine ruhigere Zeit ein.

Im Winter breitete die Natur ein weißes Tuch aus über all die Felder, die darunter ruhten und Kraft sammelten für die Zeit der Auferstehung. In diesen Monaten ging es auch auf unserem Bauernhofe ruhiger zu. Höchstens konnte man aus den Scheunen den gleichmäßigen Takt der Dresch-

flegel vornehmen. Weithin hören es die Bauern heraus, wenn hier oder da ein Drescher hilft, der noch nicht gut Takt halten kann. Dann geht wohl der Bauer aus seiner Wohnstube über den Hof, legt seine brennende Pfeife auf die bewusste Mauer, tritt auf die Tenne und zählt eine Weile laut im Takte, und auf jede Silbe muss ein Schlag fallen.

Wird mit vier Schlegeln gedroschen, so zählt er:

**„Fleisch in Töpfen,
lasst uns höpfen!“**

Und bei drei Schlegeln:

**„Hans Christoff,
schlag frisch droff!“**

Ja, ja, es will alles gelernt sein.

Eine bedeutsame Abwechslung in den kalten Wintermonaten bringen die Jagden. Vater Junghanns hatte selbst die Jagd in seinem Dorfe gepachtet, und daher kam es, dass er nun auch in einem Umkreis von zwei bis drei Stunden, von der sächsischen Landesgrenze abgesehen, zu den Kesseltreibjagden der Nachbardörfer eingeladen wurde. Das waren immer frohe Feste, die erst in später Abend- oder früher Morgenstunde in der Dorfschänke bei einem kräftigen Altenburger Skat ihren Abschluss fanden. In jene Monate fielen auch allerlei Einladungen in der Verwandtschaft und Bekanntschaft und Familienfeste, wenn sie nicht an einen bestimmten Tag gebunden waren.

Ein Tag wie der 18. Juni des vergangenen Jahres ließ sich natürlich nicht verlegen. Überall Vorbereitungen auf ein großes Fest, selbst Pferde- und Kuhstall wurden frisch geweißt. Aus allen vier Himmelsgegenden kamen die Bauerngeschirre angerollt, sodass auf dem großen Hofe ein Wagen am anderen und selbst auf der Scheunentenne ein Pferd am andern stand. Allerlei silbernen Hausrat brachten die Gäste herbei, denn heute galt es, Vater Hermanns und Mutter Olgas Silberne Hochzeit zu feiern. Das war nun mal ein frohes Fest, an dem das ganze Dorf Anteil nahm. Der 18. Juni sollte gar noch zu einem Doppelfeste werden, denn die jungen Lehrersleute aus der Stadt kamen nicht mehr allein ins Elternhaus, sondern Frau Nelly hielt in ihren weichen Mutterarmen ihren noch nicht getauften Stammhalter. In der Oberstube leitete der Pastor selbst die Vorbereitungen, dem Raum kirchliches Ansehen zu verleihen. Am Klavier saß des jungen Lehrers Vater, der drüben im Sachsenlande Kantor war, und spielte die Choräle, die alle Gäste mitsangen, als Vater und Mutter Junghanns eingesegnet wurden und ihr erster Enkel in ihrem Hause getauft wurde,

getauft auf den Namen Hermann, wie seine Großväter hießen. Felix und Herbert waren noch beide allein, aber an jenem Tage bekamen sie in den Tafelreden manche gutgemeinte Ermahnung zu hören, die sie sich ja zu Herzen nehmen sollten. Onkel Moritz, Mutter Olgas jüngster Bruder, der über den Berg drüben gleichfalls ein fünfspänniges Gut besaß, wurde ganz deutlich und meinte, Vater Junghanns wolle sein Gut durchaus nicht bis zur Goldenen Hochzeit selbst bewirtschaften, aber erst wolle er eine Schwiegertochter sehen. Von allen Familienfesten der letzten Jahre war dies das schönste gewesen, und die ersehnte Wendung rückte aus der Ferne immer näher heran.



Abb. Familie von Paul Krause (dem Verfasser dieses Büchleins) und Nelly geb. Junghanns, 1910

Vater Junghanns erstet für seinen Sohn ein Gut

Im Laufe der Jahre war auch Felix in die Breite gegangen und glich nun ganz und gar, wenn er in schweren Stiefeln, dicker Joppe und massiver Bauernmütze einherschritt, einem echten altenburgischen Bauersmann. Ihm fehlte nur noch ein Gut und eine Frau dazu. Und es sollte beides werden. Zuerst das Gut. Wenn Felix und Herbert am Sonntag die Fluren durchwanderten, wurden sie mit Freude und Stolz erfüllt bei den Gedanken, wie schön doch alle Bauern ihre Felder in Ordnung haben und wie sie aus dem Boden alles herausholen, was er bei guter Behandlung natürlicher und künstlicher Art hergibt.

Unter den Bauern ihres Dorfes, das auf dem linken Ufer eines breiten, mit schwarzen Erlen und verkrüppelten, mitunter schreckenerregender Weiden umsäumten, der Pleiße von links her zueilenden Baches liegt, und zwar so, dass sich

zwischen dem Bach und der Dorfstraße saftige Wiesen ausbreiten und die großen Güter mit einer einzigen Ausnahme alle jenseits der Straße im Tale stehen, dass wiederum die Feldwege, mit fruchtbaren Pflaumenbäumen bestanden, auf gelinde Anhöhen hinaufführen. Unter den Bauern dieses lieblichen Dorfes war einer gewesen, der sein Gut, das einst prächtig dagestanden hatte, ganz und gar vernachlässigte. Eben noch waren die beiden Brüder an den Feldern vorüber gegangen, auf denen ein Fluch zu ruhen schien. Dornen und Disteln trugen sie und waren zum Teil jahrelang sich selbst überlassen. Kraftlos lag der Boden da, auf den Wiesen stand noch das Grumt vom vorigen Jahre an, selbst dem Laufe des Baches sah man es an, dass sich eine Strecke Weges niemand um ihn kümmerte. Schweren Herzens gingen die beiden Brüder den holprigen, kaum noch befahrbaren Feldweg hinab ins Tal, schritten über die Brücke, die einzustürzen drohte, zwischen den dünnen Wiesen dahin bis an die Dorfstraße und standen nun gerade vor dem heruntergewirtschafteten Gute. Der Bauer selbst ruhte oben auf dem Friedhofe, er war freiwillig aus dem Leben gegangen. Im Garten, in dessen Zaun mehr Latten fehlten als vorhanden waren, standen noch ohne Pflege ein paar „exotische“ Nadel- und dickblättrige Laubbäume, die der Bauer einst aus Amerika mitgebracht hatte. Zwei Gebäude, das Wohnhaus und der Pferdestall mit den Knechtekammern, waren noch nicht verfallen, obgleich die Bäuerin, die ihre Leute nicht lange halten konnte, weil es im Gute oft nichts zu essen gab, nichts daran tat. Ja, der Giebel des Wohnhauses mit seinem alten Fachwerk machte sogar einen anheimelnden Eindruck. Die Scheune war ganz baufällig, sie wurde ja auch nicht gebraucht, zum Dache regnete es hinein, und auf der Tenne und in den Bansen hatten sich die Mäuse häuslich eingerichtet und verzehrten piepsend die letzten Körner, die noch umherlagen. Am vierten Gebäude, das den Kuhstall enthielt, war das Schönste, dass aus der Zeit vor 300 Jahren noch der mit Eichenwerk umrahmte Wandelgang unter dem weit übergebauten Dache erhalten geblieben war. Im Hofe an der Mauer trug ein alter Nussbaum, der sich in der Not selbst zu helfen weiß, noch immer Früchte, und zwischen dem Fachwerkgiebel des Wohnhauses und dem verfallenen Kuhstall standen zwei gewaltige Pappeln links und rechts von der breiten Einfahrt, die durch ein schweres Tor gesperrt wurde. Wo Verfall ein Haus bedroht, da zieht mit den Jahren eine gewisse Romantik ein. So auch hier. Von einem Dache zum anderen flatterten Hunderte

von alten und jungen Tauben, die sich auch außerhalb der Taubenschläge ein Nest eingerichtet hatten. Rucksend und mit aufgepludertem Gefieder umkreiste der blauschillernde Täuberrich das viel kleinere Weibchen, das immer wieder, wenn er ihr allzu nahe kam, davonflog, aber nur, um sich oben vor dem Schläge oder unten auf der Mauer von neuem den Hof von ihm machen zu lassen. Schwalben ohne Zahl nisteten an den geschützten Stellen zwischen Dach und Wandelgang, Nest an Nest, und kämpften einen dauernden Kampf gegen die frechen Sperlinge, die gern für sich fertig gerichtete Schwalbennester beanspruchten. Jeder Dorfbewohner sah ihnen gern nach, den leichtbeschwingten Schwalben, die pfeilgeschwind über die Fluren dahinflogen. Wenn die liederlichen Eindringlinge endlich herausgeworfen waren, so schimpften sie unten auf der Mauer noch stundenlang über die ihnen zuteil gewordene rohe Behandlung und meinten, es könne nirgends so ungerecht zugehen wie in der Vogelwelt. Die Stare auf dem alten Nussbaum ließen sich in keinen weiteren Streit mit den Sperlingen ein, wenn sie sie bei ihrer Rückkehr aus dem warmen Süden aus ihrem Starenkasten vertrieben hatten, den die Spatzen in größte Unordnung gebracht hatten. Aber all diese Romantik brachte die beiden Brüder doch nicht von dem trüben Gedanken ab, der sich ihrer bemächtigt hatte. Auch sie sie jetzt den Feldweg hinter am Gute dem Holze⁹ zuziehen, das zu dem völlig vernachlässigten Grundstücke gehörte, wurde ihnen dieser Gedankengang immer klarer: „Kann es denn in unserem fruchtbaren und von Gott gesegneten Altenburger Lande einen Bauern geben, der gar kein Pflichtbewusstsein in sich hat? Der Bauer ist doch nicht für sich allein auf Erden, sondern aus seinem Besitztum heraus erwächst ihm die Schuldigkeit, seine Mitmenschen zu ernähren, die keinen Grund und Boden ihr eigen nennen, sondern mit der Hand oder mit dem Geiste in Stadt und Land emsig schaffen und wirken. Wahrlich, wer diese Aufgabe nicht erfüllt, dem müsste der Staat das Eigentum wegnehmen, um es in fleißigere Hände zu legen!“

So waren die beiden Brüder auf der Höhe des Abhanges angekommen. Den breiten Rücken des Berges, wenn er einmal so genannt werden darf, bedeckt ein Laubgehölz, das durch einen Fahrweg in zwei Hälften geteilt wird. Mittendrin steht eine alte, würdig dreinschauende Buche, um die einstmals die Vorfahren eine Bank gebaut haben, den Kindern zu Liebe, die gern in ihrem „Walde“ spielten. Vom Holze und der kleinen Sandgrube aus überschritten die beiden

⁹ Holz: gemeint ist ein kleines Waldstück, wie es in der Regel zu jedem Bauerngut gehörte zur Gewinnung von Baumaterial und Brennholz

Brüder noch einmal die Felder, Wiesen und Wege in ihrer Armseligkeit und gedachten der Bäuerin, der es gar nicht möglich war, hier jemals wieder in die Höhe zu kommen. Dabei bedrückte die beiden jungen, arbeitsfreudigen Männer die Tatsache, dass dasselbe Gut vor hundert Jahren noch einer inzwischen ausgestorbenen Seitenlinie ihrer eigenen Verwandtschaft von Mutters Seite her gehört hatte. Und wenn es auch die Großmutter war, die einst in diesem Hause mit dem massiven Fachwerk das Licht der Welt erblickt hatte: Der Familiensinn des Bauernschlages ging so weit, dass Felix und Herbert den Gedanken nicht los wurden, sie hätten die Schuld, die auf den Dahingegangenen lastete, zu teilen, und auf sie ging die Verpflichtung über, das wieder gut zu machen, was hier zum Schaden der Mitmenschen vernachlässigt worden war. Lange konnte das Gut ja doch nicht mehr in den Händen jener willensschwachen Frau bleiben. Nachdenklich standen die beiden am Eingange der Sandgrube, mit einer kräftigen Gerte stieß Herbert in eine weiche Schicht, sodass Tausende von Sandkörnern und kleinen Kieselsteinen zu Boden rieselten wie Wasser aus einem Felsenquell. Es war ja Sonntag, die Glocken riefen zum Gottesdienst, und aus den Gütern und Häusern traten Männer, Frauen und Kinder auf die Dorfstraße heraus und folgten dem hellen Rufe, die Bauersfrauen außer dem Gesangbuche noch mit dem üblichen Kirchenstrauß, der besonders stark riechende Blumen oder Kräuter, wie die bekannte Minze, enthalten musste, um alle Sinne beieinander zu behalten, wenn die Predigt etwa zu lang ausgesponnen werden sollte. Noch immer klangen die Heimatglocken vom Kirchturm herab, da fasste Herbert seinen Bruder bei der Hand, schaute ihm liebevoll in die Augen und sagte bewegten Herzens zu ihm: „Bruder, wir stehen vor einer großen Aufgabe. Alles, was in unseren Kräften liegt, wollen wir daransetzen, dass du dieses Gut, das vor uns am Boden liegt, für dich erwirbst und durch unserer Hände Fleiß wieder in die Höhe bringst, unseren verstorbenen Vätern zu Ehren!“ Felix, der, wie seine Mutter gern sagte, nahe ans Wasser gebaut hatte, war von diesem Vorschlag erschüttert an Körper und Geist. Minuten vergingen, ehe die Gedanken in ihm wieder in Ordnung kamen, aber er fühlte doch in sich die Kraft und das unwiderstehliche Verlangen, jene dankbare Aufgabe aller Schwere zum Trotz zu lösen. Langsam Schrittes gingen sie jetzt auf der Höhe entlang bis an die Felder, die ihrem Vater gehörten, und traten schließlich freudig erregt in die große Bauernstube ihrer Eltern ein. Mutter fühlte gar wohl, dass ihre beiden Söhne auf ihrem sonntäglichen Gang durch die Felder eine überaus wichtige Unterhaltung geführt

haben mussten, und die immer vorwärts strebenden, nimmermüden Eltern sollten gar bald erfahren, was ihre Söhne auf dem Herzen hatten. Noch ehe die Kirchgänger wieder die Dorfstraße herunter kamen, lag der Plan für die Zukunft fest. Vater Junghanns, dem reiche Erfahrung und scharfe Urteilskraft zur Seite standen, weshalb er ja einer der angesehensten Bauern im ganzen Dorfe war, hielt während der äußerst wichtigen Abmachungen die Zügel fest in der Hand, damit ja nichts Unbedachtes beschlossen würde.

Und das Ergebnis jener bedeutungsvollen Abmachungen im engsten Familienkreise war folgendes: Vater und Mutter wollten ihr Gut zu einem niedrigen Preise an ihren rechtmäßigen Erben Herbert abtreten, der dafür das freudige Versprechen gab, seinem Bruder bei Erfüllung seiner hohen Aufgabe in jeder Weise behilflich zu sein. Die beiden wiederum gelobten einander, ihren Eltern, denen sie bisher stets in Dankbarkeit verbunden waren und denen sie auch in Zukunft großen Dank schuldeten, ein reichliches Auskommen zu sichern und einen schönen Lebensabend zu bereiten. Am Nachmittag desselben Sonntags unternahmen die beiden Brüder denselben Gang wie früh zu Beginn des Gottesdienstes, nur führten sie ihre Eltern in ihrer Mitte und freuten sich der kräftigen Ratschläge ihres Vaters und der frommen Wünsche der Mutter.

Die alte Bäuerin aber, die drinnen im Gute in lauter Schulden saß und deren Hausgenossen die Sorgen waren, ahnte nicht, welche Kreise eben jetzt um ihren armseligen Besitz gezogen wurden.

Eher noch, als die Dorfbewohner geglaubt, konnte die arme Bäuerin weder ihre ganz geringen Steuern bezahlen noch die übrigen notwendigen Ausgaben bestreiten. Sie hatte das Unglück kommen sehen und stand darum den Tatsachen nicht fassungslos gegenüber, umso mehr, da sie wusste, dass sie bei weitläufigen Verwandten ihres verstorbenen Mannes im Herzen des Altenburger Bauernlandes jederzeit Aufnahme finden würde.

Als sich der kalte Winter mit Schnee und Eis im Talkessel breitmachte, kam das gegenwärtig nutzlose Gut unter den Hammer. Zur gerichtlichen Inventuraufnahme, bei der das Haupt der Gemeinde anwesend war, wurde wenig Zeit und wenig Papier gebraucht. An lebendem Inventar waren vorhanden: Eine „Anzahl“ Tauben, zwei dürre Kühe, ein altersschwaches Pferd. Die Mäuse in der Scheune, die Sperlinge auf dem Hof sowie die im Auslande weilenden Schwalben und Stare blieben unbucht. Vom toten Inventar war alles, was Feuer fing, in den Küchen- oder Backofen gewandert: Rechen und

Schaufelstiele, Besen, Kisten, Wagenschieber und alle Holzteile der landwirtschaftlichen Maschinen. An den Eisenteilen saß der Rost und hatte sich, ohne gestört zu werden, bereits tief eingefressen. Nach diesen geringfügigen äußerlichen Vorbereitungen fand an einem trüben Wintersonntag die zwangsweise Versteigerung statt. Obgleich sie im Amts- und Nachrichtenblatt des Landes sowie in den Tageszeitungen ordnungsgemäß bekanntgegeben worden war, erschienen an dem festgesetzten Tage doch nur Bauern des eigenen Dorfes, an der Spitze der Vorsteher.

In der leeren Wohnstube der nicht mehr anwesenden Bäuerin hatte der Gemeindevorsteher eine lange Tafel und zwei Stühle aufstellen lassen. Dort nahm der vom Gericht Beauftragte mit seinem Schreiber Platz. Auf der anderen Seite der Tafel standen die Bauersleute, alles Männer von kräftigem Körperbau, einige von ihnen in der Landestracht, die leider im Aussterben begriffen war und nur noch von den Alten geehrt wurde. Nach den gesetzlichen Bemerkungen des Gerichtsbeamten trat Vater Junghanns vor und machte für den Sohn sein Angebot, das den Bauern allerdings schon vorher bekannt war. Der Beamte wiederholte den angebotenen Kaufpreis, fügte hinzu: zum ersten! und schlug so gewaltig auf die hölzerne Tafel, dass auch etwaige Schwerhörige den Schlag deutlich vernehmen mussten. Da trat der Gemeindevorsteher hervor, nahm nahe an der Tafel seinen Platz so ein, dass er alle Dorfgenossen überschauen konnte und fing an zu reden: „Ihr Bauern von Köthel!“ Aber schon nach dieser Anrede wurde er vom Gerichtsbeamten unterbrochen: „Herr Vorsteher, wir stehen jetzt mitten in der Versteigerung! Da dürfen Sie unmöglich Reden halten!“ Einmütig verließen sie alle die Wohnstube und ließen den Beamten samt seiner Seele allein zurück. Draußen aber unter dem verschneiten Nussbaum stellten sie sich um ihren Vorsteher auf, mit dem sie alle fest zusammenhielten, und lauschten auf seine Worte, die er am liebsten in der Altenburgischen Mundart gesprochen hätte, die er aber schließlich doch in Hochdeutsch kleidete, dieweil sie doch amtlichen Anstrich hatten: „Ihr Bauern von Köthel! Soeben habt ihr aus dem Munde unseres verehrten Dorfgenossen Hermann Junghanns sein Angebot vernommen. Was könnte uns heute anderes am Herzen liegen, als das Gut hier, über dessen Tiefstand wir alle im Klaren sind, in den Besitz, eines Mannes gelangen zu lassen, dem wir das feste Vertrauen entgegenbringen, dass er in die traurigen Verhältnisse, unter denen wir hier stehen, wieder Ordnung bringt? Ihr werdet mir alle zustimmen: Ein solcher Mann ist unser Hermann Junghanns! Aus selbigem Grunde nun und so bitte ich euch:

Schraubt den Kaufpreis durch ein zweites Angebot nicht künstlich in die Höhe! Lasst es dem Bietenden zu dem niedrigen Preise, damit es ihm nicht durch uns selbst erschwert wird, für seinen Sohn in absehbarer Zeit ein einträgliches Anwesen zu begründen, unserem ganzen Dorfe und dem ganzen Lande zur Ehre!“ Die Bauern drückten ihrem Führer die Hand und bezeugten ihm, wie wahr er gesprochen hatte. Jetzt kehrten sie schweigend in das „Gerichtslokal“ zurück und nahmen ihre alten Plätze wieder ein. Der Beamte rief den zuletzt gebotenen Kaufpreis aus, fügte hinzu: Zum zweiten! und schlug wieder laut den Hammer auf die Tafel. Nach kurzer Pause, die durch völliges Schweigen ausgefüllt wurde, nannte er noch einmal den Kaufpreis und fügte hinzu: Zum dritten und letzten! und schlug gewaltiger noch als je zuvor mit seinem Hammer auf die Tafel! Damit waren die Würfel gefallen. Die Bauern hörten noch die Niederschrift an, die der Schreiber in gehobener Sprache Protokoll nannte, sie setzten, obgleich es dem Beamten gar nicht ganz recht war, samt und sonders ihre Namen darunter und verabschiedeten sich von den beiden Beamten, die in einem Bauernschlitten unter Schellengeläut in die Stadt zurückgefahren wurden.

Nun waren sie sich selbst überlassen. Von ganzem Herzen beglückwünschten sie den Käufer des Gutes, den künftigen Besitzer und den stillen Teilhaber und schwärmten von Riesenernten in den kommenden Jahren. Der jüngste unter ihnen verschwand auf einige Minuten und holte Mutter Olga herbei, die natürlich die Cognacflasche und eine gefüllte Zigarrenkiste mitbrachte, wie es vorher heimlich verabredet worden war für den Fall dass ...! Dieser Fall war nun eingetreten und musste unter mehrmaligem Hoch begossen werden. Daran schloss sich ein gemeinsamer Gang durch sämtliche Räume des Wohnhauses an. Überall fanden sie dasselbe vor: Nichts! Nur oben in einer Bodenkammer lag auf dem untersten Dachbalken eine in Schweinsleder gebundene, mit zwei Lederriegeln verschlossene Bibel aus dem Jahre 1714. Dies war der erste Besitz, den Felix an sich nahm, und er wollte ihn fortan heilig halten. In der leeren Scheune wollte einer der Bauersleute, der mit recht gutem Humor gesegnet war, den piepsenden Mäusen in einer feierlichen Sprache klarmachen, dass sie fortan einem neuen Besitzer zu huldigen hätten. Diese aber wollten ihn nicht verstehen, verkrochen sich in ihre Löcher und kamen erst wieder hervor, als der gesamte bäuerliche Umzug die baufällige Scheune verlassen hatte. Die zwei mageren Kühe und das nicht minder dürre Tier, das einstmals ein Pferd gewesen war, führten sie auf den Hof, zählten ihre Rippen und beratschlagten,

was fürderhin zu tun sei. Mit Anstrengung aller Kräfte entzifferten sie noch die Hausinschriften und lasen am Stallgebäude:

**„Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden.
Wer sich verlässt auf Jesum Christ,
Dem wird der Himmel werden.“**

und am Wohnhaus:

**„All unser Bauen ist umsonst,
Wo Gott der Herr nicht gibt sein Gunst.
Unser Müh und Arbeit richt nichts aus,
Wo Gott der Herr nicht baut das Haus.“**

Nun, Felix hatte ja die Bibel in der Hand, er wollte sie nicht wieder in einen Winkel der Bodenkammer legen. Nachdem Felix die Räume verschlossen hatte, damit niemand etwas hineintragen konnte (denn hinaus zu tragen war nichts!) steckte er die großen Schlüssel ein, und dann setzte sich ein denkwürdiger Zug in Bewegung: Voran Vater Junghanns mit dem Pferd, das ihm in Bezug auf Schnelligkeit den Rang nicht streitig machte, hinter ihm das Bruderpaar, jeder mit einer Kuh am Seile, Felix noch dazu die dicke Bibel unterm Arm, ihnen zur Seite Mutter Olga mit einer Flasche und einer Zigarrenkiste, beide leer im Körbchen tragend, und endlich dahinter die übrigen Bauersleute. Wir wissen alle, wohin sich der Zug bewegte und dass auch lachende Zuschauer nicht lange auf sich warten ließen. Der Schirrmeister musste das große Hoftor öffnen, dann wurde das Pferd über den Hof hinüber in den Pferdestall geführt, um nach langer Zeit wieder einmal zu erfahren, wie Hafer schmeckt und duftendes Heu. Würde es nicht wieder arbeitsfähig, so sollte es das Gnadenbrot erhalten. Die beiden mageren Kühe erhielten in Mutter Olgas Kuhstall einen Platz angewiesen, sie sollten erst einmal tüchtig ausgefüttert werden und denn entweder wieder Milch geben oder ihren Weg in die Kochtöpfe der Städter finden. Als die Sonne über die schwarzen Erlen, die den Schnee von sich abgeschüttelt hatten, ihre letzten schwachen Strahlen ins Dorf herüberschickte, um dann ganz hinter dem Berge zu verschwinden, verlief sich allmählich die Menge der lustigen Bauersleute. Daheim aber, bei Weib und Kindern, gab es noch unter dem matten Schein der flackernden Petroleumlampen viel Ernstes und Heiteres zu erzählen von dem, was sie soeben erlebt hatten.

Auch in Junghanns' Gut erlosch das Lämpchen an jenem Abend viel später, als man es von jeher gewohnt war. Und das hatte seinen guten Grund. Man konnte kein Ende finden, von dem

zu sprechen, was einst gewesen war, und von dem, was nun werden sollte. Dabei blätterte Felix bedächtig in dem alten Bibelbuche und fand schließlich eine vergilbte Zeitung darin. Ob sie etwas Besonderes enthielt? Forschend blätterte er von Seite zu Seite, da fand er den „Dank“ vor, den der einstmalige Besitzer des jetzt verfallenen Gutes im Jahre des Herrn 1863 nach dem Tode seiner ersten Frau niedergeschrieben hatte. Er las ihn erst ein paarmal für sich und sagte dann zu seinen Eltern und zu Herbert: So geistreich und tief angelegt habe ich allerdings noch nie einen „Dank“ in unserer Zeitung gefunden, ich muss ihn euch einmal vorlesen:

„Schwer ruht die Hand des Herrn auf mir, auf meinen Eltern, auf meinen Schwiegereltern! Nachdem meine von Gottes Hand mir zugeführte und durch Gottes Gnade an mein Herz gefesselte Ehegattin mit Gottes Hülfe und durch ärztlichen Beistand von einem totgeborenen Söhnchen entbunden worden war, führte der Herr über Leben und Tod dies geliebte Leben nach namenlosen Leiden in die ewigen Hütten. Die gegenseitige Harmonie unserer liebenden Herzen verdoppelt mir diesen herben Trennungsschmerz und ich möchte vergehen, wüsste ich nicht, dass es ein lieber Gott getan hätte, dass der himmlische Vater, der sie mir an meine Hand, an mein Herz gegeben hatte, sie jetzt von mir zu sich genommen hat, um uns früher oder später auf ewig wieder zu vereinen. Tröstend für mich und die Meinigen ist der gute Ruf, den die Entschlafene hinterlässt, der Rückblick auf unsere glückliche und zufriedene, leider nur fünf Jahre, sieben Monate gewährte Ehe, und besonders ihre letzten Worte: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ und „Ich habe gut gearbeitet im Weinberge.“ Wohltuend und beruhigend für unsere wunden Herzen war die allgemeine Ehre und Teilnahme an unserem Schmerze sowohl bei ihrer traurigen, feierlichen Beerdigung als auch am Abend vorher an ihrem Paradebett. Nehmen Sie, geehrte Glieder unserer Gemeinde Köthel, nehmen Sie, entfernt wohnende Verwandte und Bekannte der selig Entschlafenen, für die so sinnigen Ehrengaben und für die Begleitung zur stillen Grabesruhestätte, für die Ausschmückung ihres Sarges und ihres Grabes, nehmen Sie, hochehrwürdigen Herren Geistlichen, die Sie meinen Schmerz erkennen, Sie, Herr Pastor Raabe, für die erhebende Altarrede und die gewichtige Leichenpredigt, Sie, Herr Schullehrer Reinhold, für die herrliche Tischrede, nehmen sie alle meinen wärmsten Dank hin und schließen Sie mich und meine drei kleinen, nun mutterlosen Kinder in ihr Gebet ein. Drei Tage heißer Leidenskämpfe sind in unsere Her-

zen eingegraben: Nicht die heißen Gebete, nicht die Kunst zweier Ärzte konnten das teure Leben erhalten, der Geist der Heißgeliebten und Hochverehrten floh zu Gott. Der tieftrauernde Gatte verliert in ihr eine herzensgute Gattin, eine rechtschaffene und christliche Lebensgefährtin, die schmerzbelegten Schwiegereltern eine vielversprechende Stütze ihres Alters, die ach so schwer geprüften Eltern eine gute, wohlgeratene und gut versorgte Tochter. Groß, sehr groß ist unser aller Schmerz, nicht Worte vermögen ihn zu fassen, nicht Tränen vermögen ihn auszudrücken, nur dass es ein gütiger Gott getan hat, und dass wir die Heimgegangene und von uns so schmerzlich Betrauerte im Lande der Vollendeten wieder finden werden, nur dies kann und soll unser Trost sein.“

Lautlose Stille herrschte in der mäßig erleuchteten Bauernstube. Vater Junghanns konnte bestätigen, dass dieser Dank wirklich von jenem Bauersmanne selbst abgefasst worden sei, der noch so lange, lange Jahre hindurch weit und breit als gelehrter Bauer bekannt gewesen. Mit Wehmut im Herzen sprechen sie noch lange von jenem Manne, der nun auch längst oben auf dem Kirchhof ruhte und der doch mit ihnen verwandt gewesen war: Er selbst hatte das Gut einst vom Vater geerbt und seine Schwester Sophie war ... Felix' Großmutter, die noch auf ihrem Sterbelager Tränen der Freude vergossen hat darüber, dass ihr Enkel das einst so herrliche Bauerngut erworben und den ernsten Willen habe, es so zu bewirtschaften, dass es dem Dorfe wieder zum Schmuck und der Familie zum Segen gereichen solle. – Mit Felix und seinen Angehörigen sahen alle Dorfbewohner von Köthel einer künftigen glücklichen Entwicklung des heute erworbenen Gutes einmütig mit dem größten Vertrauen entgegen.

Herbert nimmt sich eine Frau und steht seinem Bruder hilfreich zur Seite

Von jetzt an wusste Herbert, dass sein Bruder doch eines Tages in das neuerworbene Gut übersiedeln würde, und deshalb konnte er ernstlich an den wichtigen Schritt denken, den er nun vorwärts zu gehen berechtigt und wohl auch verpflichtet war.

Vorbereitet war er darauf nicht erst seit Wochen oder Monaten, sondern seit Jahren, aber er hat daheim nie von dem Mädchen aus seinem Bekanntenkreise gesprochen, weil dies, wie er

meinte, vorläufig noch keinen Zweck habe. Schon ehe er in Dresden den bunten Rock anzog, ging er an den langen Winterabenden oft und gern mit seiner Schwester Nelly an der Kirche vorüber den steilen Berg hinauf und die verschneite Kirschallee entlang bis nach Tettau, wo auf der Bühne des großen Dorfsaales schon andere junge Mädchen und Burschen auf sie warteten, um das Theaterstück zu proben, das sie beim nächsten Vergnügen der Bauernvereinigung aufführen wollten. Sonderbar: Nach Hause kamen sie niemals gemeinsam. Schwester Nelly fand damals gar bald ihren Begleiter, der jetzt längst mit ihr den Weg durchs Leben angetreten hat, und dort sollte auch Herbert auf den Brettern, die die Welt bedeuten, seine kleine Frieda kennen und lieben lernen. Auf dem Heimweg in das ganz entgegengesetzte Dorf sprachen sie sich gründlich über alles aus, was ihre Herzen bewegte. Kein Wunder, dass sich jetzt einmal die ganze Unterhaltung um den einen frohen Satz drehte: Vater hat für Felix ein Gut gekauft! Da gab es viel zu sprechen von dem, was eben war und von dem, was die Zukunft bringen sollte.

Obgleich Frieda mit Felix fast nie zusammen kam, denn dieser war eigentlich erst in letzter Zeit mit auf die Bälle gegangen, kannte sie ihn in seinem Innenleben wohl ebenso genau wie ihren Herbert. Vor allem war sie stets darüber erfreut zu hören, wie treu die beiden Brüder einander zugetan waren.

Noch ehe das Weihnachtsfest herankam, sahen die Leute in Friedas Heimatdorf einen prächtigen Bauernschlitten unter hellem Schellengeläut die Dorfstraße entlang fahren. Bei der Schmiede bog er nach links um, und bald fuhr er in den auf dem Berge stehenden Gutshof ein. Vater und Mutter waren auf Herberts Kommen vorbereitet, und da sie sowohl ihn und auch seine Eltern kannten und wertschätzten, fiel es ihm nicht schwer, das Jawort zu erhalten. Am ersten Weihnachtsfeiertag – im Winter haben die Bauern eben Zeit für allerlei Familienfeste! – stellten sich Herbert und Frieda ihren Verwandten, die in großer Zahl herbeigefahren kamen, als glückliches Paar vor, und kurz vor der Ernte des kommenden Jahres erschienen noch viel mehr Gäste, um an der glänzenden Bauernhochzeit teilzunehmen. Unter den „Randbauern“ war die Altenburgische Landestracht fast ausgestorben, aber aus dem Innern des Landes kamen einige Paare, die mit ihrem kostbaren Festschmuck viel dazu beitrugen, der Feier in Kirche und Haus besonderen Glanz zu verleihen.

Vater Junghanns war bei allem, was er sagte, kurz und bündig. So auch heute. Aber trotzdem lösten seine Worte nicht nur bei dem jungen

Paare, sondern auch bei allen Gästen helle Freude aus, als er im Anschluss an die guten Wünsche, die er in seinem Herzen trug, die Urkunde vorlas, die seinen Sohn Herbert zum Besitzer des prächtig dastehenden Gutes ernannte, dieweil er selbst und Mutter Olga sich auf das Altenteil zurückziehen wollten. Frieda, die neubackene Frau Gutsbesitzer, hätte Herberts Eltern, die dicht neben ihr saßen, viel zu sagen gehabt, aber sie fühlte, dass dort, wo starke Gefühle das Herz bewegen, wenige Worte genügen. So reichte sie beiden die Hände

und begnügte sich mit den herzlichen Versprechen: „Ihr sollt es bei uns jederzeit gut haben!“ Dann stand sie mit ihrem jungen Besitzer auf, ging mit ihm auf ihren Schwager Felix zu, der gerade mit seiner hübschen Brautjungfer die Gläser erklingen ließ, reichte auch ihm die Hand und sagte: „Bei all den schweren Aufgaben, die du in den kommenden Zeiten zu erfüllen hast, will ich niemals zwischen euch, sondern immer hilfsbereit neben euch treten, dein Glück soll auch unser Glück sein!“ Da zog Herbert seine junge Frau an sich und küsste sie.



Abb. Hochzeit von Herbert und Frieda Junhanns

Und was in der Feststimmung jenes Tages versprochen wurde, das ward in Zukunft auch nicht ein einziges Mal vergessen. Acht Tage später, das war nun einmal so Sitte, zog die junge Frau in Köthel ein und erwarb sich durch die Fülle prächtiger Herzenseigenschaften in kurzer Zeit bei jung und alt Liebe und Achtung. In die Wohn- und Schlafräume des jungen Paares zog ein neuer Stil ein, die Zimmer, die den Eltern zukamen, wurden behaglich eingerichtet, und auch für Felix war in dem großen Wohnhause noch genügend Raum übrig. In der Verwaltung des Gutes selbst blieb alles beim alten, lag doch auch nicht die geringste Ursache für unerprobte Neuerungen vor! Obgleich Herbert jetzt Besitzer war, sagte er in den kommenden Zeiten oft und gern, „Nun, Vater, was stellen wir für morgen an?“ Und Mutter Olgas Rat und Tat besonders im Stalle nahm die junge Frau immer gern an. Im ganzen Dorfe konnte keine Bauersfrau die alten-

burgischen Käse so schmackhaft zubereiten wie sie, und in der Stadt blieb ihre Ware immer am meisten begehrt. Der ersten Sendung von Butter und Käse an die Geschwister in der Stadt fügte die junge Frau scherzeshalber noch eine Karte bei, auf der ein Malcher und eine Marche¹⁰ einen Ziegenkäse hielten, der so groß war wie ein ganzes Getreidefeld, und darunter war zu lesen („Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe Anhang):

„Su än saftgen Zeegenkase
Dan kreit der armste Mann nich sott,
'n schennsten duh mr salwer asse,
de annern schaff mr in de Schtatt.
Dan hie, dan schick mr Eich glei zu,
Drum asst'n nor mit vullen Freeden.
Ihr kunnt Eich dran ä Giedchen duh,
Mr hun he o glei angeschneeten.“

¹⁰ Die Trachten, welche (selten) noch Anfang des 20. Jahrhunderts im Altenburger Land getragen wurden, werden oft auch als Malcher- und Marchetrachten bezeichnet. Dies leitet sich

von damals häufigen Namen unter den Altenburger Bauern und Bäuerinnen ab, nämlich Melchior (Malcher) und Marie (Marche, Marje).

Mit großer Freude und Genugtuung schmeckten es „die jungen Leute aus der Stadt“ heraus, dass bei der Zubereitung noch immer die Mutter ihre Hand im Spiele hatte.

Mit Lust und Liebe ging Felix an seine Arbeit. Am wichtigsten für den Wiederaufbau war die Gebäudefrage. Die durch ihn, seinen Vater und seinen Bruder vorgenommenen Besichtigungen führten immer zu demselben Ergebnis: Kuhstall und Scheune sind im gleichen Maße baufällig. Im Rat der drei Männer aber war man sich völlig einig darüber, dass die Mittel nicht dazu ausreichten, zwei Gebäude zu gleicher Zeit abzubauen und aufzubauen. Auch hatte es mit dem Bau einer neuen Scheune vorläufig noch keine Eile, denn sie hätte doch leer dagestanden.

So entwarf der Baumeister der Nachbarstadt schon in den Wintertagen einen Plan für einen Kuhstall, der sich in das Ganze recht schön einfügen sollte. Als alle Fragen über die praktische Ausgestaltung dieses Baues wieder und immer wieder erörtert worden waren, brachte Felix noch zweierlei vor, was ihm am Herzen lag: Der nach der Dorfstraße blickende Giebel sollte mit Fachwerk versehen und die nach dem Hofe gerichtete Dachseite sollte tief über die Grundmauer heruntergebaut werden, damit nämlich auch im neuen Kuhstall die Schwalben zu ihrem Rechte kämen.

Kaum war der Frost aus der Erde gewichen, da zog ein Trupp Bauarbeiter ins Dorf ein und ging frisch ans Werk. Vom Dache brauchten sie nur wenige Ziegel herunterzunehmen, denn die meisten waren in den vergangenen Jahren hüben auf den Hof oder drüben auf den Weg herabgestürzt und in tausend Stücke gesprungen. Sorgfältig trugen sie das Balkenwerk und den Dachstuhl ab, denn alles Holz, das noch gut war, sollte wieder verwendet werden. Bald standen nur noch die vier Umfassungsmauern da. Doch auch diese verschwanden in kurzer Zeit. Die Ab- und Zufuhr wurde zum größten Teile mit Herberts Lastgeshirren ausgeführt, aber auch die übrigen Dorfgenossen boten sich freudig an, an dem oder jenem Tage der Woche Pferde und Wagen unter Führung des Schirrmeisters zur Verfügung zu stellen. Bald war der ganze Platz geräumt, und von Tag zu Tag stieg der stattliche Neubau ein Stück weiter aus den Erdboden heraus in die luftige Höhe.

Unterdessen aber berieten die beiden Brüder mit dem Vater, wie sie wohl die Felder auf die vorteilhafteste Weise behandeln sollten. Sie hatten mit dem Beginn der Feldarbeit absichtlich gewartet, bis die warme Frühlingssonne die ahnungslosen Disteln und Quecken und all die übrigen hundert Unkräuter zu neuem Leben erweckte, denn anstatt das ganze Schmarotzertum einzuackern und so nur scheinbar unschäd-

lich zu machen, wollten sie es, soweit möglich, mit den Wurzeln vernichten. Dazu war jetzt der rechte Augenblick gekommen. Nach einem warmen Regen, der den Boden ein wenig aufgeweicht hatte, nahm Felix Frauen und Kinder, so viel ihrer aus dem Dorfe kommen wollten, in Dienst, verteilte sie auf die einzelnen Felder und wies sie an, das ganze lästige Unkraut mit Stumpf und Stiel auszurotten. Was sie nicht für ihre Ziegen oder Schweine nach Hause beförderten, das wurde auf dem Felde zusammengeworfen, und in später Nachmittagsstunde fuhr Felix mit seines Bruders Feldwagen hinaus, lud alles Unkraut auf und schaffte es auf die große Dungstätte seines Hofes. Den Bauleuten, die ihn bei solchen Tun beobachteten, rief er mit gewichtiger Stimme zu: „Da seht ihr meine erste Ernte!“ Diese scheinbar sehr undankbare, in Wirklichkeit aber unerlässliche Arbeit nahm mehrere Wochen in Anspruch. „Gut Ding will Weile haben“, sagte Vater Junghanns, wenn Felix ob des Unkrautes, das nicht enden wollte, ein hartes Wort über die Lippen brachte. Als Herbert selbst mit zugriff und zwei kräftige Pferde an den Pflug spannte, um den Boden zum ersten Male umzuackern, wollte und wollte die scharfe, blinkende Pflugschar nicht in das Erdreich eindringen. Da sahen die Brüder ihren Vater kommen, der noch ein zweites Paar Pferde geführt brachte, und was die ganze Umgebung noch nie gesehen hatte, das musste hier geschehen: Die Felder wurden vierspännig geackert! Das war ein saurer Anfang, von dem am Abend Mensch und Tier ermattet heimkehrten.



Abb. Arbeit auf Junghanns'schen Feldern



Der Stallbau war so weit fortgeschritten, dass die Zimmerleute den Dachstuhl aufrichteten. Dann ging Felix hinaus in sein Holz, schlug eine schlanke Birke um und befestigte sie hoch oben auf dem Neubau. Die Kränze, die seine Dorfgenossen mit guten Wünschen herbeibrachten, hängte er an den schräg aufwärts strebenden Balken auf und freute sich dieses Anblicks, der doch schon ein günstiges Zeichen dafür war, dass seine gute Sache vorwärts ging. Herbert aber, ohne vorher viel zu verraten, gestaltete das Bauheben aus Freude darüber, dass alles ohne Unfall von staten gegangen war, zu einer kleinen Festlichkeit aus. Bei Hebebieb und Butterbrot mit hausschlachtener Wurst taten sich die Bau- und Zimmerleute eine Güte, und künftig sah man nur noch die Dachdecker bei ihrer Arbeit zwischen Himmel und Erde.

Einmal freilich in den heißen Augusttagen mussten sie, da ihnen ihr Leben lieb war, ihre Arbeitsstätte auf hoher Warte verlassen und in den Hof hinuntersteigen. Auf den Feldern ringsum wurden in großer Eile die schweren Garben auf die Erntewagen geladen, um zu retten, was noch zu retten war vor dem gewaltigen Ungewitter, das in schwarzen Wolken unheilrohend heranzog. Gerade über unserem Dorfe stand das Gewitter fest und fand keinen Ausweg. Helle Blitze durchzuckten den finsternen Himmel, und lange noch

rollte der Donner. Die Pferde an den Erntewagen wurden unruhig, und drinnen flatterten die Tauben und Schwalben ängstlich umher und fanden sich nur schwer in Schlag und Nest zurück. Auf einem hochgelegenen Felde steckte der erste Blitz, der herniederging, eine Kornpuppe in Brand. Mutig und unerschrocken schritt der Bauersmann hinzu und dämmte das Feuer ein, damit es nicht um sich greifen konnte. Der zweite Blitz kam dem Dorfe näher, er spaltete die höchste der schwarzen Erlen drüben am Bache von oben bis unten und warf sie in zwei Teilen krachend zu Boden, wo sie unter unheimlichem Knistern in Flammen aufging. Der dritte Blitz aber hatte sich im Dorfe selbst ein Ziel ausersehen. Steif und starr vor Schreck standen die Bauern samt ihren Ernteleuten auf den Feldern der Anhöhen, als sie einen hell aufzuckenden Blitz im Dorfe niedergehen und unmittelbar danach eine gewaltige Feuersäule aufsteigen sahen. Aber mit dem Unglück zugleich hatte der Himmel ein gütiges Geschick verbunden: Der Blitz hatte sich als Opfer die baufällige Scheune auserwählt, die erst im kommenden Frühjahr mühsam abgetragen und neu aufgebaut werden sollte. Vom Kirchturm erschollen mit dumpfem Ton die Sturmglocken. Rasch eilten die Bauern und Häuserleute zum Spritzenhause, zwei von ihnen mit ihren Pferden, und fort ging's in sauser Fahrt hin zur Brandstätte. Mochte die Scheune ruhig zu Schutt und Asche zusammenfallen, dort machte niemand den gierigen Flammen ihren Raub streitig, wenn nur die übrigen Gebäude gerettet wurden. Ihnen also, und ganz besonders wieder dem vor kurzem vollendeten, nur noch nicht völlig eingedeckten Kuhstall galten die Anstrengungen der nimmermüden Dorfgenossen. Schade nur, gar viele aufgeregte Tauben und Schwalben, die nicht in ihren Nestern verbrannten, flogen geradewegs in die Flammen hinein und sanken brennend auf den großen Trümmerhaufen nieder.

Nun begann die Bauarbeit von neuem. Woher aber das Geld nehmen? Da trat die Brandkasse ein und zahlte zum Glück eine so beträchtliche Summe, dass davon eine neue Scheune errichtet werden konnte.

Sollte Felix dem Schicksal grollen? Er tat es nicht! Im Herbst desselben Jahres noch machte sein Hof schon einen recht stattlichen Eindruck. Überall herrschte die größte Sauberkeit. Zwei Gebäude waren in kurzer Zeit neu erstanden, und schon träumte der arbeitsfreudige Besitzer von den Zeiten, die ihm Stall und Scheune füllen sollten. Als die Getreide- und Kartoffelernte vorüber war, sollte Felix in sein neues Gut einziehen, um für den Winter bereits ein eigenes Heim zu haben. An Möbelstücken für das Wohnhaus und Gerätschaften für die

Küche konnte freilich nur das Allernotwendigste aus des Bruders Gute herbeigeschafft oder neu gekauft werden. Von den Zinsen, die der Mutter zukamen, richtete sie das Milchgewölbe ein. Frieda, die noch immer ihrem Versprechen treu blieb, fragte nicht danach, woher sie Bezahlung erhalten könnte, sondern sie suchte in ihrem Stalle vier wohlgenährte Milchkühe und zwei Stück Jungvieh, darunter einen kräftigen Bullen, aus und trat diese für den neuen, aber noch leeren Kuhstall ihres Schwagers ab. Auch ihre zuverlässigste Magd schickte sie hinunter ins andere Gut, wo nun wenigstens mit der Milchwirtschaft ein Anfang gemacht wurde. Futter freilich für das Vieh, sowie Brot, Fleisch und Kartoffeln für Felix und seine Magd mussten noch von Herbert dazu geliefert werden, denn seine eigene Wirtschaft erzeugte nur Milch, Butter, Käse und Quark, wovon ein Teil bereits in der Stadt zu Geld gemacht wurde. So ging auch dieser Winter vorüber, und der kommende Frühling brachte die schwerste Arbeit mit sich, die weitere Pflege der Felder. Zwei Pferde aus des Bruders Stalle wurden umquartiert, und ein treuer Knecht, der aus demselben Dorfe stammte und Karl Starke hieß, siedelte zu Felix über. Noch einmal wurde ein Teil der Felder gründlich gesäubert, gedüngt, geackert und schließlich mit dem Samen von Herberts Saatgetreide gesät. Noch ein Stück Kartoffel- und Rübenfeld, und die Wiese zwischen Bach und Dorfstraße, damit mussten sie für dieses Jahr zufrieden sein.

Mit Ackergeräten, Wagen und Düngemitteln musste noch immer der Bruder herhalten, und deshalb konnten auch unmöglich alle Felder mit gleicher Sorgfalt behandelt werden. Die Saaten waren kaum aufgegangen, da gingen die beiden Brüder, und oft genug der Vater noch dazu, von Feld zu Feld, um zu sehen, ob wenigstens eine Hoffnung auf Erfolg vorhanden wäre.

Die Saat ging auf, langsamer und spärlicher als auf den benachbarten Feldern, hier und da gab es noch immer Disteln herauszuziehen, aber schon der nahende Sommer verhiess die ersten Früchte des aufgewandten Fleißes. Etwas Heu und Grumt für die Pferde und Kühe, einige Wagen voll Getreide, ein paar Fuder Kartoffeln und Rüben, das waren die ersten, dem Boden mühsam abgerungenen Ergebnisse. Wenig genug für ein Gut, das fünf Pferde im Stalle und dreißig Stück Rindvieh erhalten sollte, aber wiederum genug, um dem Besitzer Mut zu machen, auf dem einmal betretenem Wege weiterzuschreiten und vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten, aber auch bei etwaigen Misserfolgen nicht zu verzweifeln. Groß war die Freude, als Felix im Herbst noch vom eigenen Getreide im eigenen Backofen, der ans Wohnhaus angebaut war, das erste Brot backen konnte. Und als am

Abend die Eltern und das junge Paar bei ihm einkehrten und sich an eben diesem Brot, an Butter und Käse aus der neuen Wirtschaft labten, da gab es viel zu erzählen von den bisherigen Mühen und Erfolgen. Auch das Kleinste, was geschehen war, gewann bei ihnen an Bedeutung, weil eben nur Schritt für Schritt das große Ziel erreicht werden konnte. Felix und alle seine Lieben hatten eindringlich erfahren, was die Worte bedeuteten, die in der dicken Bibel standen: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen! Nur Geduld, mahnte Vater Hermann, es wird noch alles gut werden.

Noch in demselben Herbst wurde der Viehbestand um zwei Schweine bereichert, da doch im Haushalte „kleine“ Kartoffeln vorhanden waren. Im Garten aber, zwischen Wohnhaus und Straße, grub Mutter Olga oft stundenlang und war bemüht, auch dort Erfolg zu erzielen wie daheim. Bei unermüdlicher Arbeit und treuer Unterstützung vergingen noch vier Jahre so, dass die Einnahmen Mark für Mark nach reiflicher Überlegung immer für das ausgegeben wurden, was gerade am notwendigsten erschien. Ein Stück Vieh nach dem andern, ein drittes, viertes und fünftes Pferd, ein Wagen, ein Geschirre, ein Pflug und Samen für die nächstjährige Aussaat. Jeder Ankauf machte den jungen Besitzer glücklicher und hoffnungsfroher und ließ ihn dankerfüllten Herzens fühlen, wieviel Segen auf seiner Arbeit ruhte, auf die er jetzt mit innerer Zufriedenheit zurückblicken konnte.



Abb. Der „Bruderhof“ von Felix Junghanns

Auch Felix feiert Hochzeit

Dies aber wusste Felix genau, er hatte bei weitem noch nicht die Höhe erklommen, wo er hätte ausrufen können: ich hab's erreicht!

Bei näherem Hinsehen erschien solche Tatsache auch ganz selbstverständlich, denn die in der

Bauernwirtschaft so überaus wichtige Weibervirtschaft ließ noch viel zu wünschen übrig. Mägde und Wirtschaftserinnen, so gut sie auch

sein mögen, fragen sich, für wen sie eigentlich schaffen, und arbeiten dann gern einmal für sich, ohne dass es der junge Herr zu merken braucht. Dieses Übel konnte nur durch eine tüchtige Frau beseitigt werden.

So stand also unser junger Bauersmann, als er sich aus dem Gröbsten herausgearbeitet hatte, auf Freiersfüßen. Wohl hatte er schon in den vergangenen Jahren trotz seiner Alltagssorgen den Sinn für die hübschen Mädchen seines Landes nicht verloren, bis an die Grenzen des Bauernlandes wusste er Bescheid, und auf den großen Bauernbällen, an denen nach untenhin höchstens noch die „Vierspännigen“ teilnehmen durften, war er als stattlicher und flotter Tänzer sehr beliebt. Aber es sollte kein Verhältnis, das einmal angeknüpft wurde, zur „Perfektion“ kommen. Immer hatte die Sache einen Haken.



Abb. Bilder von Dorfschönheiten aus dem Fotoalbum der Familie Junghanns

Der lag zunächst einmal im Geldsack! Wie es in einem alten Zauberspruche heißt: Glied zu Gliede! Bein zu Beine! so lautete eine herkömmliche Heiratsformel bei den Altenburger Bauern: Geld zu Gelde! Ja, das, was der Altenburger überhaupt erst Geld nannte, das hatte Felix nicht. Ihm allerdings bedeutete die kleine Summe, die er sich bisher erarbeitet hatte, mehr als ein ererbter Geldbeutel, wenn er auch voll gewesen wäre. Aber so wie er fühlten nicht alle, und so schieden für ihn die Mädchen aus, deren Eltern auf dem alten Herkommen bestanden und mit den Achseln zuckend sagten: Ar hot kee Gald!

Die Wally aus dem Nachbardorfe nach der sächsischen Grenze zu hat sich selbst und ihm um der Liebe willen schwere Stunden bereitet. Sie war so schön und stattlich gebaut wie er, in zwei starken Zöpfen hatte sie ihr leuchtend schwarzes Haar um den Kopf gelegt und fühlte sich glücklich, wenn er sie in seinen kräftigen Armen hielt droben auf dem Saal bei frohem Tanz oder draußen in dunkler Nacht auf den langen Heimweg, der die beiden Liebenden sogar einmal auf Umwegen an seinem Gute vorüber führte. Unter einer der mächtigen Pappeln am Tor standen sie beide, und sie zitterte in seinen Armen vor Lieb und vor Leid und flüsterte ihm zu: „Wie gern möchte ich in dein Gut einziehen, du Starker, du Guter, heute noch oder morgen!“ Dann traten sie beide leise Hand in Hand in den Blumengarten ein, über den die dunkle Nacht gar geheimnisvoll einen feingesponnenen Schleier ausbreitete, dem die Blumen, deren Farbenpracht dem Auge des nächtlichen Wanderers verborgen blieb, bezaubernden Duft verlieh. Felix wusste, auch wenn die strahlende Sonne ganz anderen Ländern und Menschenkindern ihr freundliches Licht spendete, wo in seinem Garten die schönsten Rosen blühten, die noch immer der Stolz seiner Mutter waren. Dorthin führte er seine Geliebte, deren Haar so schwarz war wie die Nacht, die sie beide umgab. Und all die stark duftenden roten Rosen brach er ihr zu Liebe von den hochstämmigen Stöcken ab und trug sie mit ihr hinein in die anheimelnde Laube, wo schon der verlockende Duft der Jasminblüten auf die beiden wartete, die heute einmal in ihrem Unglück glücklich sein wollten. Selig ruhte das Mädchen in seinen Armen, all seine glühenden Küsse gab sie ihm liebevoll zurück und fragte nicht danach, ob es zu viele werden könnten, genau wie Felix getan hatte, als er draußen die Rosen brach, ohne sie zu zählen. Aber mit der Liebe Hand in Hand ging die Sorge, ging der Kummer, und darum allein machte sie sich aus seinen Armen frei, ballte die Rechte zur Faust, straffte den ganzen Körper und fügte vor Zorn errötend hinzu: „Aber ich darf ja das alles nicht, darf nicht mein Herz zu dir reden lassen, denn—ich—hab—doch—Geld—und—du—hast—keins!“ Auf Wiesen- und Feldwegen führte er die Geliebte ihrem Heimatdorfe zu, und am verschlossenen Hoftor ihres väterlichen Gutes, über dem jetzt der nächtliche Himmel Millionen von Sternen funkeln ließ, haben beide ihr Glück zu Ende geküsst und sind dann ihre eigenen Wege gegangen. Sie konnten zueinander nicht kommen. —

Ein andermal, gerade als seine leere Scheune ein Raub der Flammen geworden war, lernte er in der Hauptstadt seines Landes eine Bauerntochter kennen, die weibliche Kraft und Schönheit in sich vereinte und so blond war wie er

selbst. Beide fühlten sich zueinander hingezogen und leiteten aus dieser gegenseitigen Hineigung die Notwendigkeit ab, ihre Wege so zu legen, dass sie sich hier und da kreuzten, und wo dies immer geschah, konnten sie lustig miteinander plaudern und scherzen oder wohl auch einmal von den Sorgen des Alltags sprechen, die, wie sich bald herausstellte, bei ihr viel geringer waren als bei ihm. Sie war die einzige Erbin eines musterhaften Bauerngutes, das als der Ulmenhof seit vier Jahrhunderten immer wieder vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Dem jetzigen Besitzer war kein Sohn und Nachkomme geboren worden, und deshalb war des blonden Mädchens einzige Sorge die, einen Mann zu finden, den sie recht von Herzen lieb haben konnte, der aber auch die Kraft in sich fühlte, den Ulmenhof in seinem guten Rufe fortbestehen zu lassen. Freudestrahlend hatte sie schon ihren Eltern von der neuen Bekanntschaft berichtet. Ihre Liebe und Achtung war eine gegenseitige, daran zweifelte niemand, vom Geld, dem bösen Geld sprach sie kein Wort, das sollte also nicht ausschlaggebend sein. Warum aber musste auch dieses vielversprechende Verhältnis wieder gelöst worden? Nun, als die beiden Liebenden wieder einmal beisammen waren, da küsste das blonde Mädchen den blonden Schatz herzlich auf den Mund und sagte mit verlockender Stimme zu ihm: „Weißt du, ich will dir gut raten: Reiß dich doch mit kräftigem Ruck aus deinem sorgenvollen Dasein heraus! Du kannst es, wenn du es mir zu Liebe tun willst, denn dass du stark bist, das weiß ich, und deshalb will ich dich ganz für mich allein haben. Verkaufe dein Anwesen, auf dem du Dornen erntest statt goldenen Getreides, verschenke es meinetwegen und komme zu mir auf den Ulmenhof, da wollen wir beide miteinander schaffen, saure Wochen miteinander teilen und frohe Feste miteinander feiern! Komm aber bald, du Guter, ich mag keinen andern haben als dich allein!“ Diese gutgemeinten Worte erregten in ihm laute Zweifel, über die er kaum noch Herr zu werden glaubte. Wenn er nur daran dachte, dass er das reine Herz des glücklichen Mädchens schon an seinem Herzen hatte schlagen hören!! wenn er die Felder des Ulmenhofes mit den seinen verglich! Die Gebäude, die Pferde, die Wagen. Hier bei ihm war alles noch ein langsames Entstehen, ein mühsames Aufwärtstreben den steilen Berg hinan, dort aber trotz aller Arbeit ein gemächliches Ruhen auf goldener Höhe! Vater, Mutter und Bruder, selbst Schwester Nelly, die ihn mit ihren blonden Zöpfen wieder an die Geliebte erinnerte, die alle wussten von den inneren Zerwürfnissen, unter denen der junge Bauersmann zu leiden hatte. Wozu sollten sie ihm raten? Vater Junghanns fasste das Ergebnis der aben-

delangen Gespräche und Erwägungen in die kurzen Worte zusammen: „Tue nur das, was du ganz allein für das Richtige hältst!“ Wochenlang kam der Schwergeprüfte aus seinem Dorfe nicht hinaus, und je mehr er sich auf seine Arbeit beschränkte, umso stärker fühlte er, wie innig er bereits mit seiner eigenen Scholle verwachsen war, nicht obgleich sie ihm bisher nur Mühe und Arbeit im Schweiße seines Angesichts auferlegt hatte, sondern vielmehr weil es eben so war! Kann dann eine Mutter ihr Kind im Stiche lassen, wenn es ihrer Hilfe am notwendigsten bedarf? Nie und nimmer! Aber war ihm denn auf seinem Gute der Erfolg schon heute ganz gewiss? Wenn er nun unterginge? Da dachte er an eine Erzählung, die er einstmals gehört hatte: Selbst auf dem unrettbar zugrunde gehenden Schiffe bleibt der Kapitän auf seinem Posten bis zum letzten Atemzuge. Mit einem Schiffe verglich er alles, was sein war. In Ungewitter, Sturm und Not wollte er es beschützen und betreuen, bis einst in ihm das letzte Fünkchen Tatkraft erlosch. Auf sein erstes Eigentum, die Bibel, die einen Ehrenplatz einnahm, legte er die Rechte in dem felsenfesten Vertrauen: In allen Stürmen, in aller Not wird er dich beschirmen, der treue Gott! Jetzt wusste er, dass es für ihn gar keinen anderen Weg ins Land der Zukunft mehr geben konnte als den allein, der über seinen Hof und seine Felder führte. In diesem Bewusstsein verzichtete er auf ein leichtes Glück, das ihm verlockend zugehächelt hatte.

Aller guten Dinge sind drei! Das sollte Felix erfahren, als die zweite Wunde verheilt war. Das Mädchen, das einmal seine Braut und seine Frau werden sollte, war in einem lieblichen Bauerntale drunten an der Wiera aufgewachsen, wo der Bach, der die ganze freundliche und fruchtbare Gegend durchheilte, so breit geworden war, dass er beinahe den Namen „Fluss“ verdiente! Was wusste die Wiera alles zu plätschern und zu plaudern von dem, was sie auf ihrer Wiese zu sehen und zu hören bekam: von den reichen, im Sommer wie ein wogendes Meer, goldenen Getreidefeldern, die sich bis zum Bache hin ausstreckten, von den fetten, saftigen Wiesen, auf denen im Herbst die schwarz-weißen Kühe weiden, die aus dem Oldenburger Lande stammen, von den schwarzen Erlen, die den Bach auf beiden Ufern umsäumen und auf deren hohen Zweigen sich die schwerfälligen Krähen und die scheuen Elstern im eisigen Winter noch einmal niederlassen, ehe sie sich auf die Dorfstraße oder gar auf den Hof des verschneiten Bauerndorfes hinüberwagen, um in der Nähe menschlicher Behausungen Ersatz zu suchen für die Nahrung, die ihnen Mutter Natur auf kürzere oder längere Zeit versagt. Schon oft war Felix bei Familienfesten mit dem Mädchen

aus dem Wieratale zusammen gewesen, denn sie gehörte der weitläufigen Verwandtschaft an. Und mehr als zehnmal hatte er es bisher zu hören bekommen: „Greif zu, Felix, sie will dich haben und du kannst keine Tüchtigere und Bessere finden, als sie ist!“ Wie er heute als Brautführer an ihrer Seite ging und dann an der festlichen Tafel neben ihr saß, da fand er Wohlgefallen an Helenes Gestalt, die er wohl etwas übertrugte, an ihrem dichten, dunkelblonden Haar, wie er es eigentlich schon allezeit am meisten geliebt hatte, an ihren dunklen Augen und ihrer ein wenig abgemessenen Sprache, die tief in sein Herz eindrang. Wenn er mit ihr von seinem Gute sprach, so ging sie liebevoll auf seine Pläne und Sorgen ein, dass er aus ihrem Verhalten wohl herausfühlte, sie verstünde ihn voll und ganz und wüsste keine dankbarere Aufgabe, als an seiner Seite dem hohen Ziele zuzustreben. Woher wohl dieses Verständnis? Bei allem, was sie sagte, dachte sie daran, wie ihr einst ihr Großvater an langen Winterabenden daheim erzählt habe, unter welchen Schwierigkeiten er selbst auf dem Gute, das jetzt Helenes Eltern bewirtschafteten, zu kämpfen gehabt. Auch die Unterhaltung mit Helenes Eltern überzeugte ihn davon, dass er sich ihrer Wertschätzung erfreuen durfte. Und als zur Mitternacht kurz vor dem heimlichen Verschwinden des jungen Paares der Brautschleier ausgetanzt wurde, da erhielt sie von der Braut, die mit verbundenen Augen im Kreise suchte, dieses von so vielen Mädchen ersehnte duftige Schmuckstück in das Haar gesteckt, dass er weiß und weich um sie schwebte. Dann wurden ihr selbst die Augen verbunden, und aus dem Kreise der Brautführer fand sie den heraus, mit dem sie einst zum Altar schreiten sollte. So standen sie mitten unter den Gästen, Felix und Helene, und ein jeder hatte seine Freude an den strahlenden Gesichtern unserer jungen Leute, die alsdann unter den geräuschvollen Klängen der Tanzmusik den nächsten Walzer anführen mussten, immer besorgt, dass ja der Schleier nicht zerreiße. Nach ein paar Wochen schon sollten die Gäste erfahren: Was dort ein harmloser Scherz war, ist jetzt ernst geworden. Felix und Helene grüßten als Verlobte. Hier stand kein Hindernis in Wege. Mochte sich Gerda, die jünger als ihre Schwester und noch daheim war, einen Mann für das väterliche Gut suchen. Helene war bereit, ihrem Felix nach Köthel zu folgen und dort bei schwerer Arbeit Freud und Leid mit ihm zu teilen. Es war und ist im Altenburger Land nicht Sitte, allzulange „Bräutchensleute“ zu bleiben. Noch vor dem kommenden Winter, sogleich

nach der Kartoffelernte, sollte die Hochzeit stattfinden. Drum gab es für Vater und Mutter Ulbricht tagaus, tagein vollauf zu tun, denn für die Aussteuer der Tochter und für zweihundert Gäste oder mehr wollte gründlich vorgesorgt sein. Für das Fest selbst hatte Felix eine Bitte auf dem Herzen, über deren Erfüllung er vor Freude strahlte. Von jeher hatte er bedauert, dass seine Landestracht im Aussterben begriffen sei. Von Helene wusste er, dass sie eine wertvolle, vollständige Marchentracht¹¹ für Festzeiten besaß und dass in ihrer Familie aus Urgroßmutterns Tagen her ein kostbarer Kopfschmuck ein sogenanntes Hornt aufbewahrt wurde,

„welches ein rund formiertes silbern und vergoldetes Blech ist, so zwei Hände hoch, inwendig mit roten Sammet belegt und auswendig mit vergöldeten Flittern, so größer als ein Groschen, wie Blätter formiret, um und um also gezieret, dass sie im Gehen sich bewegen und klingen.“

Da Helene bereit war, in dieser Tracht zum Altar zu schreiten, suchte Felix einen alten Bauernschneider auf, wie es im ganzen Lande nur noch wenige gab, denn auch diese starben mit der Tracht selbst aus. Hoherfreut nahm er den Wunsch des jungen Bauern entgegen, sich einen Malcheranzug für die bevorstehende Hochzeit bei ihm anfertigen zu lassen. Noch ehe er Maß nahm, brachte er eine Reihe Trachtenbilder herbei, die ihm die Modezeitung ein für allemal ersetzten. Umständlich setzte er die alte Brille auf seine Nase, aber so, dass er über die Gläser hinwegsehen konnte, und las aus einen uralten, vergilbten Schriftstück vor:

„Wie zieret das Manns-Volck den Ober-Leib? Bei Fest- oder Ehrentagen pflegen sie einen von gutem rothen Tuche mit vielen Falten gezierten Rock zu tragen, so etwas weit, bey denen Händen aber spitzige Ermel hat, unter denen Ermeln aber zugeschäfftet ist und nur bis auf die Knie langet und eine rothe Jacke genennet wird.“ Dann befeuchtete er den Daumen der rechten Hand, blätterte weiter und las: **„Wie ist der Unterleib bekleidet? Die Beinkleider oder Hosen seyn ziemlich weit und unter dem Knie zugebunden, aus schwarzem Leder.“**

Nachdem er die Maße aufgeschrieben hatte, pries er noch mit hohen Worten den Entschluss des jungen Mannes, der hoffentlich vielen anderen zum guten Beispiel dienen würde. Und

¹¹ Die Trachten, welche (selten) noch Anfang des 20. Jahrhunderts im Altenburger Land getragen wurden, werden oft auch als Malcher- und Marchentrachten bezeichnet. Dies leitet sich

von damals häufigen Namen unter den Altenburger Bauern und Bäuerinnen ab, nämlich Melchior (Malcher) und Marie (Marche, Marje).

obgleich er wusste, dass die Braut fürs Fest schon ausgerüstet sei, legte er seinem jüngsten Kunden auch Trachtenbilder der „Weibs-Personen“ vor und las mit großer Gewichtigkeit:

„Bay Ehren-Tagen trägt das Weibs-Volck eine rothe Jacken mit Falten, eben wie die Manns-Person, insgemein aber ein schwarzes Tuch-Wams, oder ein sogenanntes ledernes Mieder. Vor der Brust pflegen sie gemeiniglich einen Latz von Sammet oder seidenem Zeuge zu haben. Um die Lenden tragen sie einen schwarzen, ledernen Gürtel, so fast einer Spanne breit. Wie ist der Unter-Leib bekleidet? Der größte Putz des Weibs-Volckes besteht in einem Pelze, so viel Falten hat, oder in einem gefalteten Küttel, so nur bis an die Knie langet.“

Die knapp anliegenden Stiefel aus geschmeidigem Leder mit bunter Sammetborte am oberen Rand kämen hier nicht in Betracht, da die Braut zierliche, schwarze Schuhe und lange weiße Strümpfe tragen müsse, auch fielen solche nicht in sein Metier. Doch auch an dem, was er vorgelesen, hatte sich in den letzten Jahrzehnten gar manches geändert.

Mit Riesenschritten eilten die Tage dahin. Das Hochzeitsfest verlief glänzend bei allen nur denkbaren Sorten Kuchen, bei Braten und Wein. Das junge Paar fand in der kleidsamen Tracht den Beifall aller Gäste, die zum Teile ebenfalls im Schmucke ihrer Vorfahren erschienen. Eine ganz besondere Freude aber weckte bei allen Festteilnehmern Hildebrad, der alte Herr Kantor, bei dem einst Helene acht Jahre lang Tag für Tag am Born der Weisheit gesessen hatte. Er wusste gar wohl, dass das junge Paar von gleicher Heimatliebe durchglüht war wie er selbst und deshalb flocht er in die lange Reihe der Festgesänge ein Lied ein, das im Laufe der vergangenen Jahre in allen Dörfern des Wieratales zum Volkslied geworden, ein Heimatlied, das seine Entstehung nach Wort und Sangesweise einer glücklichen Stunde des durch seine melodiereichen und schwungvollen Kompositionen weit bekannten Kantors Hötzel aus dem Schwaben-Dorfe verdankt. Dieses Lied also wurde jetzt angestimmt, und jung und alt sang es mit vom Anfang bis zum Ende:

**1. Ich weiß am grünen Bachesrand
ein Tal so wunderschön,
Ein Tal, das mir so wohlbekannt,
umsäumt von sanften Höhn,
Der Heimat freundlich stiller Ort,
den grüß ich immer fort und fort
Mein liebes, trautes Wieratal,
sei mir begrüßt viel tausendmal!**

**2. Schau ich der Felder Segen an,
der Gärten Blumenpracht,
Seh ich, was Kopf und Hand getan,
was Fleiß und Müh geschafft,
dann jubelt laut das Heimatglück,
und von den Höhen tönt's zurück:
Mein liebes trautes Wieratal,
sei mir begrüßt viel tausendmal!**

**3. Und wenn die Herde heimwärts zieht,
das Abendglöcklein tönt,
Das Dorf im Sonnengolde glüht,
das Tal und Höh verschönt,
Dann schlägt das Herz mir in der Brust
so laut voll Wonne und voll Lust:
Mein liebes, trautes Wieratal,
sei mir begrüßt viel tausendmal!**

**4. Hier schlägt in alter guter Treu
der biedren Männer Herz,
und hier drückt man sich stets aufs neu
die Händ in Freud und Schmerz,
Mein liebes, trautes Wieratal,
sei mir begrüßt viel tausendmal!
Mein liebes, trautes Wieratal,
sei mir begrüßt viel tausendmal!**

In den folgenden Tagen wurde Wagen für Wagen die wertvolle Ausstattung durch eine stattliche Reihe von Bauerndörfern gefahren, bis sie endlich auf des jungen Ehemannes Hof gebracht und in das mit Girlanden geschmückte Wohnhaus gebracht wurde. Den Beschluss des Brautschatzes bildeten sechs Melkkühe und zwei kräftige Bullen und endlich ein nagelneuer Erntewagen mit zwei wohlgenährten, braunen Wallachen bespannt. Die junge Frau selbst zog erst am achten Tage ein und wurde vom ganzen Dorfe mit Jubel empfangen. Nun schritten Felix und Helene gemeinsam vorwärts auf dem Wege der Pflicht und auf den Pfaden der Liebe und des häuslichen Glückes. Mutter Olga stand der jungen Frau mit Rat und Tat zur Seite, aber bald fühlte sich Frau Helene in dem neuen Arbeitskreise durchaus heimisch und brauchte, da sie das fleißige Arbeiten von ihrer Mutter gründlich gelernt hatte, nicht allzu lange auf die ersten Erfolge und Einnahmen zu warten. Nach Hause durfte sie vorläufig nicht fahren, sonst hätte sie das Glück aus der eigenen Wirtschaft wieder mit hinausgenommen, aber als die vorgeschriebenen vier Wochen vergangen waren, und der zunehmende Mond am Himmel stand, trafen ihre Eltern zum ersten Male bei ihr ein und freuten sich der peinlichen Ordnung in Haushalt und Hof, Stall und Küche und des häuslichen Glückes ihrer Kinder. Nun konnten auch Herbert und Frieda und ihre Eltern aus den selbstgefüllten Töpfen und Schüsseln schmausen und

brauchten nicht mehr mitzubringen, was sie selbst und andere verzehrten. Als Felix seinen dreißigsten Geburtstag feierte, legte er sich mit seinem jungen Weibe Rechenschaft ab über all die schönen Erfolge, welche die letzten Jahre gezeitigt hatten. Jetzt konnte er sich Knechte und Mägde halten, soviel für ein fünfspänniges Gut recht waren und durfte nun, obgleich er noch immer tätig sein und bleiben wollte, ein wenig mehr als bisher den Bauern und den Herrn spielen.

Noch ehe Herbert und Frieda einen Stammhalter hatten, wusste Frau Helene ihrem liebevollen Manne ein gar süßes Geheimnis anzuvertrauen, das er glücklich für sich allein behielt, bis es nicht länger zu verbergen blieb. Und ehe noch die nächste große Ernte begann, da schrie in demselben Wohnhause, wo einst die Großmutter das Licht der Welt erblickte, aus der rotbänderten Wiege, die Mutter Lina vor einigen Wochen heimlicherweise herbeigebracht hatte, mit lauter Stimme ein kleines, zartes Mädchen¹², das unter allgemeiner Zustimmung die Namen Lina, Olga, Helene erhielt, als die frohe Taufgesellschaft in das recht stattlich dastehende Gut einfuhr.

An demselben Tage aber taufte Felix zugleich seinen Hof. Er hatte ihm schon längst einen Namen geben wollen. Am liebsten nach Bäumen, die in der Nähe standen. Ja, wenn es Ulmen oder Eichen oder Linden gewesen wären! Aber Pappeln gaben mit Hof zusammen keinen guten Klang, davon musste er absehen. Zum Glück fand er einen viel wertvolleren Namen. Er gedachte noch einmal der vielen Wohltaten, die ihm sein Bruder Herbert erwiesen hatte, pries diese in längerer Rede während der Kindtauf- tafel und schloss mit den bewegten Worten, er wisse seinem Gefühl des unauslöschlichen Dankes nicht besser Ausdruck zu verleihen, als dadurch, dass er seinem Gute einen Namen gäbe, der selbst den vorübergehenden klarmachen sollte, was Bruderliebe vermag, und so prangten seit jenem Tage an dem alten Fachwerkgiebel in schön verzierten Buchstaben die Worte:

Der Bruderhof



Abb. Helene und Felix Junghanns mit ihrem ersten Kind

Kriegsschicksale

Nach ein paar Jahren ungetrübten Glückes und stetigen Fortschrittes brach der Weltkrieg aus. (1914) – Am dritten Tage schon musste Herbert einrücken. Mit großem Vertrauen legte er alle seine Pflichten und Rechte in die Hände seines Vaters zurück. Als er aber noch einmal um sein Gut und über seine Felder schritt, wo er bei der Einfahrt der letzten Fuder Getreide nicht mehr helfen durfte, da ward ihm doch bange ums Herz. Wann wirst du wieder auf eigener Scholle pflügen, säen und ernten? Am schwersten aber ward ihm der Abschied von den Seinen, denn nun sah seine bisher so lebenslustige Frau Frieda mit Sorgen im Herzen der Stunde entgegen, die wir so gern die frohe Stunde nennen. An Schwester Nelly und ihren Mann schrieb er einen rührenden Brief, der die starken Worte enthielt: Und wenn ich im Felde für mein Vaterland, für mein Heimatdorf, für meine eigene Scholle streite und falle, dann verlasst meine arme, arme Frieda nicht.

Das Ziel seiner Kriegsfahrt war die Westfront. Es war ihm beschieden, an dem gewaltigen Vormarsch teilzunehmen, der uns alle siegesgewiss machte, obgleich sich ein Volk nach dem anderen auf die Seite unserer Feinde stellte. Bald aber setzte an der Marne nach blutigster Schlacht der Rückmarsch ein, den der Herr Hauptmann damals eine Truppenverschiebung nannte. Das erste Opfer, das die Verwandtschaft brachte, war Rudi aus der großen Mühle. In sau-

¹² Hier nutzt der Verfasser seine dichterische Freiheit: In Wirklichkeit war als erstes Kind von Helene und Felix Junghanns

ein Sohn zur Welt gekommen, Armin Felix, geb. 24.8.1915. Dieses Kind starb am 7.6.1916.

sendem Galopp war er auf einem der schweren Mählpferde auf eine Viertelstunde nach Köthel gekommen, um Abschied zu nehmen. Mit den hoffnungslosen Worten: „Wir sehen uns nicht wieder“ ritt er davon. Und bei den ersten Grenzgefechten in den Vogesen endete sein schönheitstrunkenes Jugendleben durch einen Kopfschuss, der ihn laut- und schmerzlos von der Erde hinwegnahm.

Vater Junghanns nahm seine Aufgabe ernst, er musste oftmals die Zähne zusammenbeißen, so sehr schmerzte sein linkes Bein, das immer nicht so fortwollte wie er, aber er hat nicht mit einem einzigen Worte geklagt.

Für Felix kam jetzt eine unvorhergesehene Gelegenheit, seinem Bruder beizustehen, und er hat es immer mit großer Liebe und strengem Pflichtgefühl getan. Die Nachrichten, die von Herbert eintrafen, flößten denen in der Heimat Mut und festes Vertrauen auf die gute Sache ein. So tapfer wie er im Felde hielt sich daheim seine tapfere Frau. Unter der Obhut beider Mütter hat sie ihre schwere Stunde glücklich überstanden, und bald trug die Feldpost die frohe Kunde zu dem tapferen Kämpfer hinaus ins dröhnende Feindesland: „Gestern abend ist unser Stammhalter eingetroffen. Mutter und Sohn sind gesund und wohlauf und grüßen den Vater, der in weiter Ferne weilt.“

An der Taufe seines ersten Sprösslings konnte Vater Herbert natürlich nicht teilnehmen, er musste sich mit einem wortgetreuen Bericht begnügen, den ihm sein Schwestermann¹³ ins Feld schickte.

Und der war nun der nächste, der eingezogen wurde. Früher war er nicht Soldat geworden, und so musste er jetzt erst ausgebildet werden, wie es gar vielen seiner gleichaltrigen Kameraden erging. Seine letzte Schulstunde wird ihm und vielleicht auch seinen zwölfjährigen Mädchen eine schöne, ernste Erinnerung fürs Leben sein. Über ein Jahr lang durfte er noch im Lande bleiben, und wenn er nach vollendeter Ausbildung an gewichtiger Stelle saß und Briefe nach Paris und London abfasste, so musste der Herr Major vertrauensselig seinen adligen Namen unter das Schriftstück des einfachen Soldaten setzen, den er daraufhin nach kurzer Zeit in den Stand eines Kg. Sächs. Grenadiergefreiten erhob. Als solcher stand er einstmals mit einer großen Anzahl Kameraden vor preußischen Ärzten und Offizieren, welche die wunderbare Gabe besaßen, jeden Soldaten sofort für felddienstfähig zu erklären und darum in der Soldatensprache die Gesundheitsbeter hießen. So musste auch unser Gefreiter in die Kaserne zurück und zwei Wochen später rückte er ins Feld. Frau Nelly

hielt sich tapfer, wie ihre kleine Schwägerin. Stand ihr Bruder doch schon das zweite Jahr unversehrt vor dem Feinde, warum sollte sie gerade für ihren Mann das Schlimmste befürchten? Hermann und die kleine Marianne waren stolz auf ihren Vater und bekannten mit Freuden: Unser Vater geht ins Feld, er ist kein Drückeberger. Sein Feldzug aber war von sehr kurzer Dauer. In der Champagne lag er hinter Reims im Schützengraben und erhielt viel früher, als er es eigentlich selbst wünschte, einen derben Heilmatschuss. Hoch über ihm platzte ein feindliches Schrapnell, und ehe er sich bergen konnte, drang ihm eine Schrapnellkugel tief in den Rücken ein. Nachdem er ein Vierteljahr in einem Lazarett an der Mosel gelegen hatte, kehrte er zu seiner Truppe in die Heimat zurück, ist zwar bis zum Ende des Krieges Soldat geblieben, konnte aber diesmal selbst von den Gesundheitsbeteren nicht wieder ins Feld geschickt werden.

Als der Krieg sich von Monat zu Monat hinzog und noch kein Ende vorauszusehen war, da wurde auch Felix als ungedienter Landsturmann eingezogen. In der Hauptstadt seines Landes genoss er die militärische Ausbildung, und nun hatte Vater Junghanns erst recht keine Zeit mehr, an sein krankes Bein zu denken, da er auch auf dem Bruderhof Tag für Tag mit nach dem Rechten sehen musste, besonders seitdem auch Starke, der treue Knecht, unter den Waffen stand. Felix musste gegen sein weiches Gemüt tapfer ankämpfen, um dieses neue, völlig ungewohnte Leben zu ertragen. Und wenn er auf Übungsmärschen im Gleichschritt aller Kameraden durch sein Heimatdorf und an seinem Bruderhof, an seiner eigenen Scholle vorbeimarschieren musste, ohne aus Reih und Glied treten zu dürfen, da kam ihm der Dienst doch recht hart an, und die Zähne musste er zusammenbeißen im Glauben an die eiserne Notwendigkeit.

Als er ins Feld rückte, war es ihm und allen Lieben daheim ein tröstlicher Gedanke, dass Starke, sein treuer Knecht, neben ihm marschierte. Natürlich war das Verhältnis nicht mehr das vom Herrn zum Knechte, sondern das viel schönere zweier Kameraden, die sich verschworen hatten, einander auch in der größten Gefahr nicht zu verlassen. Wochen-, ja monatelang lagen die beiden unmittelbar vor dem Feinde und teilten die wenigen Freuden, die das Leben in Felde brachte, und die schweren Leiden getreulich miteinander. Wenn die Feldpost vom Bruderhofe her ein Paket mit Fleisch, Butter und Käse brachte, so musste Kamerad Starke wacker mit zulangen von dem, was Frau Helene daheim für ihre tapferen Helden im Felde mit rührenden

¹³ Schwager (der Autor Paul Krause)

Worten hinaussandte.

Die Bibel von 1714 lag im Bruderhofe noch immer auf ihrem Ehrenplatze. Wenn Kamerad Starke von seiner armen Mutter ein Päckchen Tabak erhielt, so musste sich auch Felix eine Pfeife davon stopfen. Schon manchen Kameraden, der mit ihnen ausgerückt war, deckte die Erde im Feindeslande zu, und so oft schon war Ersatz aus der Heimat ins Feld nachgerückt. Da wurden einmal ein Unteroffizier und sechs Mann zu einer nächtlichen Patrouille befohlen. Von diesem schweren Gang kam Felix nicht zurück. Wort für Wort ließ sich Kamerad Starke die Richtung beschreiben, und dann kroch er ohne langes Besinnen aus dem Schützengraben in die dunkle Nacht hinaus, um seinen Kameraden zu suchen. Das gegenseitige Versprechen machte ihm diese Handlung zur Pflicht. Er kannte das Gelände genau, kroch vorsichtig auf allen Vieren weiter, sein Gewehr in der Linken haltend. In den Granatlöchern ruhte er einen Augenblick und lauschte scharf in die Nacht hinaus. Wenige Meter vor dem vordersten feindlichen Schützengraben vernahm er ein leises Wimmern und erkannte die Umrisse seines Kameraden, der sich vergeblich bemühte, nach rückwärts zu kriechen. Er fühlte sich vom Feinde unbemerkt und schlich sich vollends an den Schwerverwundeten hinan, der aus zwei Wunden blutete. Ein Gewehrschuss hatte ihm die linke Hand zerschmettert, ein zweiter war in den rechten Unterschenkel eingedrungen. Mit aller Kraft umfasste er den blutenden Freund und schleppte ihn, so schnell dies möglich war, zurück. Schon glaubte er, vom Feinde unbemerkt zu bleiben und sein Rettungswerk ungestört vollenden zu können, da piffen die Gewehrkugeln um ihn, und eine drang ihm tief in den Rücken ein. Zum Tode erschöpft sanken beide zu Boden und wurden vom Feinde nicht mehr beachtet, sondern in der Morgendämmerung von den eigenen Leuten mühsam in den Schützengraben zurückgebracht. Was weiter geschah, weiß jeder, der am Feldzuge teilgenommen hat. Nach einer Woche lagen sie beide in einem Lazarett am Rhein in schönen sauberen Betten nebeneinander, und ein jeder hatte seine stille Freude an dem Eisernen Kreuz, das ihnen vom Truppenteil aus nachgesandt worden war. „Du hast mir im Unglück beigestanden, hast mir wohl gar mein Leben gerettet, so sollst du wenigstens, wenn uns ein gütiges Geschick in die Heimat zurückführt, nie in Not geraten, solange es mir gut geht.“

Sowie die Ärzte ihre Einwilligung gaben, reiste Frau Helene aus dem Altenburger Lande hinüber an den Rhein und weilte lange am Bett ihres schwerverwundeten Mannes. Starkes Mutter konnte wohl nicht mit reisen, sie war zu arm dazu. Das Geld, das böse Geld! Musste es denn

wirklich immer böse sein, oder konnte es auch einmal Segen stiften? Das Geld, das liebe Geld! „Kommt nur, Mutter Starke, Ihr fahrt mit mir, es wird wohl für zwei Fahrkarten ausreichen!“ So traf eine kurze Spanne Zeit nach Frau Helene auch Mutter Starke in dem großen Saal ein, wo die Verwundeten lagen, und diese freudige Überraschung löste nicht nur bei den Beteiligten, sondern auch bei den Kameraden, die in der Nähe lagen, ein paar Tränen der Rührung aus. Felix konnte, da besonders der Beinschuss schnell und gut heilte, eher als sein treuer Kamerad in ein Lazarett der Heimat, nach Altenburg selbst befördert werden, aber zwei Monate später lag neben ihn wieder sein treuer Kriegskamerad, auf den er schon sehnsüchtig gewartet hatte. Nun fiel es auch den übrigen Verwandten nicht schwer, ihre Lieben aufzusuchen.

Als Felix an zwei Stöcken laufen konnte, hörte er eines sonnigen Vormittags im Garten des Lazarettes einen Vortrag über Kriegerheimstätten, und mit Begeisterung erzählte er seinem Kameraden, der noch immer nicht aufstehen konnte, von dem herrlichen Plane, den heimkehrenden Kriegern, die draußen für ihr Vaterland gekämpft hatten, ein paar Quadratmeter der Heimerde abzutreten, damit sie sich dort, von Staat oder Gemeinde unterstützt, ein eigenes Heim gründen könnten. Die Worte, mit denen der Kamerad seinen Vortrag geschlossen hatte, ließ er sich von diesem in sein Kriegstagebuch einschreiben. Es waren Verse aus der Feder eines deutschen Dichters, den wir gewöhnlich nur von der humoristischen Seite her kennen, die Verse von Wilhelm Raabe:

**„Ihr Meister vom Bau, ihr Gesellen gut,
Die die Fugen ihr kittet mit Herzensblut,
Lasst nimmer euch irren und haltet euch recht,
Es ist keine Stunde zum Bau zu schlecht!
Lasst nimmer euch täuschen
durch falsches Wort,
Lasst schaufeln und hämmern,
lasst mauern uns fort!
Ans Werk, ans Werk durch Tag und Nacht,
Bis das Vaterhaus unter Dach gebracht.
Ans Werk, ans Werk!“**

**Es harret das Weib, es harret das Kind,
Ohne Heimat die Frauen und Kinder sind!
O denket der Kraft, die vergebens verglüht,
O denket des Geist's, der vergebens versprüht,
Weil der Heimatherd fehlt dem Vaterland,
O schaffet mit Herz, mit Hirn und Hand!
Es wohnt sich so gut unterm eigenen Dach,
O lasst euch nicht irren, o lasset nicht nach –
Ans Werk, ans Werk!“**

Wie schön malte er sich diesen prächtigen Gedanken im Geiste aus! Wie in seligem Trau-

me versetzte ihn seine Phantasie ins Heimatdorf und ließ ihn dort die schönste Stelle aussuchen, wo einst Starkes Kriegerheimstätte errichtet werden sollte. Und als des Kameraden Schatz, ein blasses, aber gesundes Mädchen, zum ersten Mal im Lazarett an der Seite ihres Geliebten saß und viel von daheim erzählte, da flüsterte ihr Felix glücklich ins Ohr: „Du, ihr werdet noch mal im eigenen Heim wohnen!“ Doch sie wollte es nicht glauben.

Für den Bruderhof wäre jetzt die Zeit der größten Sorge vorüber gewesen, hätte nur die kleine Tochter nicht immer gekränkelt. Sie war ein zartes Wesen und litt oft unter hartnäckigen Krämpfen, die sie auch ihrer letzten Kräfte noch beraubten. Der Vater im Lazarett durfte davon nichts erfahren, denn er hatte dann und wann noch unter Fieberanfällen zu leiden, und durch die Sorge um sein Kind hätte sich wohl sein eigener Zustand verschlimmert. Heute litt es ihn nicht mehr unter seinen kranken Kameraden. Trotz des Fiebers, das ihn befiel, verlangte er nach Hause, eine schlimme Ahnung ließ ihn nicht wieder los. Nachdem es ihm gelungen war, in den Besitz seiner Uniform zu kommen, verließ er das Lazarett ohne Urlaub und eilte heimwärts. Immer die Landstraße entlang, und später auf ihm wohl bekannten Feldwegen. Als er in früher Nachmittagsstunde auf der Anhöhe ankam, von der aus er sein Dorf und vor allem seinen Bruderhof seit dem Ausrücken ins Feld zum ersten Male wieder erblickte, erklangen die Kirchenglocken und verkündigten ihm nichts Gutes. Raschen Schritten lief er seinen Feldweg hinab, überschritt die hochgewölbte Brücke, eilte den Weg zwischen seinen Wiesen entlang und betrat nach kurzem Zögern seinen geliebten Hof. Aber was musste er sehen? War es ein Fiebertraum oder Wirklichkeit? Er erschrak vor den schwarzgekleideten Männern und Frauen des Dorfes, die auf seinem Hofe standen, und auch sie ließ der Schreck nicht zu Worte kommen. Im Hausflur war seine kleine Tochter aufgebahrt, und eben sollte der Sarg geschlossen werden. In den Armen seiner Frau weinte er herzzerreißend, musste sich aber schließlich in das Unvermeidliche finden. So folgte auch er, wie er gekommen war, unmittelbar dem kleinen Sarge bis an das Grab auf dem hochgelegenen Friedhof. Nun musste der Geistliche seine Grabrede ganz anders einstellen, und er tat es mit feinem Gefühl. An demselben Abend noch wurde Felix, von seiner unverzagten Frau begleitet, im Wagen nach Altenburg zurückgebracht.

Bis zu seiner Entlassung vergingen noch Wochen, und so vernarbte ein wenig die Wunde, die der Tod des kleinen Mädchens den Eltern geschlagen. Mit großer Freude wurde der Geheilte daheim empfangen, wo er von da an

immer bleiben sollte. Konnte er auch seine linke Hand nicht mehr zum Arbeiten gebrauchen, so war er doch wenigstens heimgekehrt und mochte sich ruhig einen Knecht mehr halten. Sein Gut trug diese Belastung mit Leichtigkeit, denn wie fand er es wieder, nachdem Frau Helene es fast zwei Jahre lang ohne ihn bewirtschaftet hatte? Schuldenlos! Schuldenlos! Das wollte viel sagen und war ein beredtes Zeugnis für die Tüchtigkeit seiner Frau, die er nicht genug loben konnte.

Dass die Felder in musterhafter Ordnung dalagen, verdankte er seinem Vater, der sich nun etwas mehr auf die Arbeit in Herberts Gut beschränken konnte. In allen Gütern und Häusern herrschte Freude, als die Kunde durchs Dorf lief: Felix ist auf den Bruderhof zurückgekehrt. Schneiders Ernestine ließ es sich nicht nehmen, an der Haustür eine selbstgewundene Girlande anzubringen und darüber einen Kranz, der die Worte umrahmte: „Willkommen in der Heimat!“

Am dritten Donnerstag ging er an der Seite seines glückstrahlenden Vaters hinauf in den Gasthof, wo der Donnerstag-Skatklub zu seinem Empfang in fröhlicher Stimmung versammelt war. Wie sollte er aber an dem geliebten Altenburger Skat teilnehmen? Er konnte doch mit den drei steifen Fingern der Linken die Karten nicht mehr halten. Da hatten seine Freunde gut vorgesorgt, mit herzlichen, feinfühligem Worten überreichten sie ihm ein fächerartiges, sogar mit Schnitzwerk versehenes Gestell, das nach innen zu ein wenig gewölbt war, damit ihn niemand in die Karte gucken konnte. Erst in später Abendstunde kehrten die Gäste heim und begleiteten ihren Felix bis ans Tor des Bruderhofes.

An einem freundlichen Sonntage fuhr er mit seiner Frau, die ihm beim Einspannen behilflich war und auch die Rosse geschickt lenkte, durch die Reihe blühender Bauerdörfer, an denen er seine Freude hatte, zu ihren geliebten Eltern, wohin soeben auch Gerdas Bräutigam aus dem Felde zurückgekehrt war. Das gab ein freudiges Beisammensein! Vor dem Abendessen fuhr er schnell einmal hinüber ins Nachbardorf, wo der „Altvater“ wohnte, jener gelehrte Gutsauszügler, der ein ganz besonderes Vergnügen daran fand, für Bauersleute weit und breit einen Stammbaum aufzustellen, auch die Vorfahren derer vom Stamme Junghanns hatte er bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges ausfindig gemacht. An seinem jungen Freund Felix, dessen Hochzeit er doch mitgefeiert hatte, hatte er manchen aufmunternden Kartengruß ins Feld geschickt, und in Altenburg hatte er ihn bereits im Lazarett aufgesucht. Jetzt musste Felix erzählen und erzählen, dann musste er hören und lesen und sehen, was der gelehrte Bauer alles in seiner

Sammelmappe aufbewahrte, darunter auch seltene historische Schriftstücke aus der Zeit Napoleons. Wie im Fluge verging die kurz bemessene Stunde, und fast wäre Felix zu spät zum Abendessen gekommen, aber er nahm den „Altvater“ mit und konnte noch lange mit ihm plaudern. Auf dem Bruderhof gingen die Tage wieder gleichmäßig dahin, ein jeder reich an Arbeit, ein jeder aber auch in den beiden harterprobten Bauersleuten das Bewusstsein immer wieder neu erweckend, wieviel sie doch einem gütigen Geschick zu danken hatten. Die Bibel aus dem Jahre 1717 nahm noch heute ihren Ehrenplatz ein.

Zwei ganze und einen halben Monat musste sich Kamerad Starke noch gedulden, bis er zur Mutter und zur Geliebten zurückkehren durfte. So ganz würde er wohl nie wieder genesen, denn der Schuss, der ihn einst zu Boden warf, hatte doch seine Lunge angegriffen. Aber heute herrschte Freude, denn er war doch wieder da! Reichlich und sauber war der Tisch bei der Mutter gedeckt, und Starke wusste gar wohl, dass hier Felix seine Hand im Spiele und für den Empfang tüchtig gespendet hatte. Dass der Krieg in sich selbst zusammenbrach, obgleich wir zu Wasser und zu Lande unbesiegt blieben, schmerzte Felix sehr, aber die Verhältnisse waren eben stärker als unser starker Wille, und jeder musste sich drein fügen. In den unglückseligen Novembertagen betrat auch Herbert wieder seinen heimatlichen Boden, er war den ganzen weiten Weg von Frankreich her teils marschiert, teils geritten. Das Fest des Wiedersehens ließ die äußeren Umstände, unter denen es gefeiert wurde, vorläufig einmal vergessen.

Was Felix aber nie vergessen konnte, das waren ... die Kriegerheimstätten! Wer sollte in einem zusammengebrochenem Staate die herrlichen Gedanken edelster, sozialer Gesinnung, die er einst im Lazarettgarten mit soviel Liebe und Begeisterung gehört und aufgenommen hatte, verwirklichen? In seinem Dorfe mit der großen Zahl Gefallener war gar nicht daran zu denken. Aber Felix ruhte nicht, wenigstens an seinem Teil in die Tat umzusetzen, was in seinen Kräften stand. An langen Winterabenden entwarf er mit Hilfe eigener Zeichnungen Pläne und klärte seine Frau über alle Einzelheiten genau auf. Und für einen der nächsten Sonntage bestellte er denselben Baumeister, der ihm einst Kuhstall und Scheune gebaut hatte. Alle wichtigen Angelegenheiten hob sich Felix für Sonntage auf, da brachten sie ihm bisher immer den meisten Segen. Der Baumeister kam und hörte das Vorhaben des nimmermüden Bauersmannes mit großem Interesse an und überreichte ihm bereits am kommenden Sonntag eigene Pläne und schön ausgestattete, in bunten Farben prangende Entwürfe zu Kriegerheimstätten aus sei-

ner Fachpresse. Der Winter zog von dannen, und zum dritten Male in seinen Leben war Felix Bauherr. Zwischen seinem und den Nachbargute, straßenaufwärts, gab er Grund und Boden zu dem Neubau her. Erst kamen die Erdarbeiter und steckten unter Anleitung des Meisters 1000 Quadratmeter ab, 20 Meter mit der Straße gleichlaufend und 50 Meter durch die Wiese nach den Feldern zu. Dann wurde der Keller ausgeschachtet und mit dem Bau der Grundmauern begonnen. Einen Teil der dazu nötigen Steine hatte Felix in seiner Sandgrube aufgespart, die natürlich auch all den feinen und den groben Sand lieferte, der zum Hausbau gebraucht wurde. In Hintergrund des abgesteckten Platzes stieg das niedliche Einfamilienhaus, zu dem nach den Feldern zu noch ein Geräteschuppen und Ställe für Kleinvieh gehörten, zusehends aus dem Erdboden heraus. Die Bauleute wurden durch Zimmerleute, Tischler, Glaser und Dachdecker abgelöst, und wie nun draußen auf den Feldern das Getreide heranreifte, so erfreute sich jung und alt im Dorfe an dem freundlichen Häusel mit den grünen Fensterläden, und niemand wusste, trotz reichlicher Vermutungen, wer wohl in dieses kleine Paradies einziehen sollte. Vor dem Gebäude wurde die Anlage eines Blumen- und Gemüsegartens wenigstens soweit vorbereitet, dass überall Ordnung herrschte und das Ganze einen lieblichen Anblick darbot.

Dann aber brachte die goldene Sonnenkugel einen prächtigen Sonntag ins Dorf und sonnenvergoldete Stunden in die dumpfe, enge Stube, in der Kamerad Starke bei seiner Mutter wohnte. Zum Glück war auch sein besorgtes Schätzchen anwesend, als Felix und Helene, aus dem Gottesdienst kommend, bei ihnen eintraten. Erst zog der junge Bauersmann seine Zigarrentasche heraus, und wie die beiden Getreuen mächtige blaue Wolken durch das kleine Fenster in das warme Sommerland hinausziehen sahen, so plauderten sie, wir wissen nicht zum wievielten Male, von ihren Kriegserlebnissen. Von ungefähr lenkte Felix das Gespräch auf die Kriegerheimstätten hin, stand aus der tiefen Sofaecke auf, reichte seinem treuen Kameraden, der ihn einst das Leben gerettet hatte, seine Rechte und vermachte ihm mit kurzen, aber warmen Worten das neu entstandene Anwesen. Auch fürs Mütterlein sei genügend Platz darin. So waren drei gute, arme Menschen plötzlich reich geworden, und der Mund konnte wohl kaum aussprechen, was die Herzen bewegte. Nicht minder groß aber war die Freude der Spendenden, und Felix wiederholte jetzt mit lauter Stimme die Worte, die er einst im Lazarett der schönen, wenn auch blassen Anna ins Ohr geflüstert hatte: „Du, ihr werdet noch einmal im eigenen Heim

wohnen!“ und nun musste sie es wohl glauben. Noch vor dem Mittagessen schritten sie alle fünf hinunter in das neue Anwesen, gingen von Raum zu Raum und wiesen schon heute jedem seinen bestimmten Zweck zu. Starke, der bisher nur von Unterstützungen gelebt hatte, trat bei seinem früheren Herrn wieder in den Dienst, als halbe Kraft bei vollem Lohn. Felix überreichte ihm die Schenkungsurkunde, die zwei Bedingungen enthielt, die Starke gern unterschrieb: Er durfte das Anwesen niemals verkaufen, und wenn ihm Frau Anna (was aber wohl nicht zu befürchten wäre) kein Kind schenken sollte, so gingen Haus und Grundstück in den Besitz des Bruderhofes zurück. Noch vor der Ernte führte Starke seine Braut heim – in ihr eigenes Heim, wo sie nun alles daran setzten, sich Haus und Garten zu einem wahren Paradies auszugestalten. Das beobachteten auch die Dorfgenossen mit Freuden; und wie einst Felix seinen Hof den Bruderhof getauft hatte, so hieß die erste und einzige Kriegerheimstätte im Dorf bei jung und alt fortan nicht anders als „Das Paradies.“

Von allerlei Dorfgenossen

Seit dem Ende des Krieges waren schon Jahre vergangen. Friedlich wurde gesät und geerntet zu seiner Zeit, und so friedlich wie das Leben in der Natur verlief, wohnten auch die Bauern und die Häuserleute miteinander. Der Schneider Jacob, der mit seinen siebzig Jahren noch seine schweren Schwaden des Kornes mit derselben Leichtigkeit haute wie die jungen Burschen, stürzte beim Pflaumenpflücken von der Leiter, brach ein Bein und kam von seinem Krankenzimmer nicht wieder auf. In einem liebevoll geschmückten Grabe ruht er oben auf dem Kirchhof unter dem Schutze der altertümlichen Dorfkirche von einem Leben aus, das er immer ein köstliches zu nennen gewöhnt war.

Der alte fromme Siegel Hermann, der bis zu seinem 90. Geburtstage Sonntag für Sonntag in die Kirche pilgerte, auch dann noch, als er zwei Stöcke zum Gehen brauchte, wurde auf Kosten der Gemeinde erster Klasse begraben, obgleich ihm standesgemäß die dritte Klasse zugekommen wäre!!

Auf dem Heimwege von seinem Begräbnis unterhielten sich die Bauersleute über die ernste Frage, wann sie wohl einmal sterben möchten. Da hörten wir den noch immer rüstigen Vater Junghanns, der auch bereits die Siebzig überschritten hatte, in allem Ernste sagen: „Wenn meine Zeit abgelaufen ist! Aber wenn möglich, in

einer Zeit, wo's in der Wirtschaft nicht viel zu tun gibt, denn erstens einmal will ich doch selber noch mitarbeiten, und zweitens soll niemand, der mir das letzte Geleit geben will, wegen mir einen halben Tag Arbeit versäumen!“

Die Schneider Lina, die auch dann laut lachte, wenn sie etwas Ernstes erzählte oder auf die schlechten Zeiten schimpfte, fuhr jahraus, jahrein wöchentlich zweimal für vier Bauern in die Stadt zu Markte, aß sich vorher bei jedem der vier Bauern mit übergesundem Appetit gründlich satt und schnitt sich dann bei jedem ein „kleines“ Frühstück ab. Zweimal über die großen Aichtpfänder!

Der Stellmacher brachte vierteljährlich, und als er moderner wurde und mit der Zeit fortschritt, monatlich, seine lange Rechnung zu den Bauern. Auch zu Felix, den er mit Entschuldigungen eigener Mundart begrüßte: „Tag, mei Felix, de werschst schun wissen, was'ch dr bringst. Herre, is es aber dassemaal veel geworn, 'ch hätte salber nich gedocht, aber 'ch kann rachen, wie 'ch will, 's kimmt ähm esu raus!“

Der Hauptgrund dafür, daß alle Dorfgenossen ohne Zank und Streit miteinander auskamen, lag darin, dass jeder immer fleißig vor seiner eigenen Türkehrte und somit dem andern nicht viel oder gar nichts zu kehren übrig ließ.

Nur beim Schneider Meck hatten es im vorigen Jahre vier Großbauern gründlich verdorben. Dass seine Familie Jahr für Jahr um ein Kindlein stärker wurde, konnte ihm niemand verbieten. Auch die Auswahl der Paten zu treffen, war sein ganz persönliches Recht. Er wusste schon, nach welchen Grundsätzen er das Ehrenamt der Taufzeugen unter den Mitgliedern der Gemeinde verteilte, nämlich: Was die Kindtaufe kostete, das musste aus dem, was die Paten einbänden¹⁴, herausspringen! Im vorigen Jahre nun wollte er die Taufe des 12. kleinen Schneidleins mit ganz besonderem Prunke feiern, und darum suchte er unter Mithilfe seiner dem Schicksal ergebenen Frau von allen Bauern die größten heraus. Aber o weh: Die Bauern hatten sich verschworen, ihm einen Streich zu spielen. Als er zwischen der heiligen Handlung und dem Kindtaufsschmaus draußen in der Küche im Beisein der Frau Meisterin neugierig die Patenbriefe öffnete, gewahrte er mit Schrecken, dass die reichen Paten nicht wertbeständig gezeichnet, sondern wie sie aus früherer Zeit gewöhnt waren, ein jeder zwanzig Mark eingebunden hatte, und das auch noch in Papier! Mit hartem Klang klappten noch ein paar Kupferzweier aus dem Patenbriefe heraus, damit dem kleinen Erdbürger das Bargeld nie ausgehen sollte. Du mein

¹⁴ „Einbinden“ meint, dass das Geld, welches die Taufpaten schenkten, in einer (kostbaren) Verpackung überreicht wurde.

Gott! Da verlangte doch die unvermeidliche Hebamme mehr für ihre Bemühungen! Wer sollte vollends noch den Braten bezahlen und den Wein dazu? Vorläufig hatte Meck die Lieferanten auf Montag vertröstet. Voll Kummer und Sorgen schaute er zu, wie es den reichen Bauern und den Altgevätern bei ihm schmeckte, während er selbst nur schmale Bissen zulangte und kleine Schlucke trank. Sie merkten seine Wortkargheit sehr wohl, ließen ihn aber bis zum Abend zapeln, als ihn der Altenburger Skat in eine zweite Verlegenheit hätte bringen können. Jetzt aber wendete sich das Blättchen, oder vielmehr die Gäste wendeten es freiwillig – zu des Schneiders Glück. Selbst wenn sie die besten Trümpfe in der Hand hielten, stellten sie sich heute so ungeschickt an, dass sie bei gleichem Verhalten auf dem Altenburger Rossmarkt ihr ganzes Gut auf einmal verspielt hätten. Einen Gewinn nach dem andern strich der glückliche Schneider Meck ein, der fest davon überzeugt war, dass er zweifellos der beste Spieler sei. Als die Gäste heimgingen, lachte er wieder übers ganze Schneidergesicht. Die Lieferanten bekamen am Montag ihr Geld, und für den kleinen Schneider Nr. 12 blieb auch noch etwas übrig.

Nachdem der Tod des öfteren seine Opfer gefordert, lebten im ganzen Dorf nur noch zwei alte Frauen, die bauersche Kleidung trugen. Eine von ihnen war die Schneider Ernestine, die sich, wohin sie auch kam, großer Beliebtheit erfreute. Auch im Bruderhof ging sie zur Unterstützung der Bauersfrau aus und ein. Dort war sie eines Abends nach der Mahlzeit noch ein wenig in der Wohnstube sitzen geblieben. Helene brachte einen Topf Kaffee, Felix aber stopfte sich nach getaner Arbeit eine Pfeife und sagte dann in freundlichem Tone: „Na Ernestine, nun erzähl uns mal was, jetzt haben wir gerade mal gemütlich Zeit, aber natürlich bauersch musst du reden, sonst gilt's nicht!“ Ernestine trank einen Schluck von dem guten Bohnenkaffee, wie sie sich daheim keinen brauen konnte, und sagte:

(„Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe im Anhang)

„Wie fang mr abber do glei emal on?

Geburn bin ich n sachzähntn Februar achtznhunertfifunvörzg in dr Keethel in mein Voter sein Hause. Zweek große Briedr worn mr schun geschorm, un do waln se mich „Ardmuth“ heeße lose. Abber se hunn mich nochend Arnstine Emilie getaafft, un 'ch bin nich geschorm bis uff'n heitgn Tag. Wie 'ch mit sachs Gahrn nei in de Schule kom, 's wor uhm in Schemmerg (Schönberg), do hunn mr meine Ältern de ärschtn Bauernkläder gekaafft. Ich weeiß immer noch, wie 'ch mit dann naun Kleedern in Dorfe ronkom und wie de Leite

sin Fanstr naussochen und zu naner sähtn: Itze kimmt Ottn Frieden seine kleene Arnstine mit Bauernkleedern ong ron! Uff de Kleeder wusst 'ch mich werklich gut, nor bluß dr alle Latz druckte esu vurne uff de Brust, do hob 'ch abber gegrinst. Do salt 'ch rachte Schleege kreie, und do musst 'ch 'n ahm wedder nonmache.



'N irschten Tog, wie 'ch nei in de Schule kom, do hob 'ch nochend aa wedder gegrinst: Ich krichte eene kleene Zuckertiete, und wu 'ch drmit zr Teere naus wal, do musst 'ch se wedder henngebe, do wor sche nich meine. Nochard krichte ich noch fern Sachser Sammeln. Abber ich wor 'n alt gescheits Aas: De Thiems Rese hot mr vörzg Gahre drnoch, wie se schun lange in der Keethel Wertn wor, noch manchesmol enn Pfanncuchen gahm un hot gesäht: Weil de mr in dr Schule fortinäre (immerfort!) vārgesäht host, sallste itze e poor Pfonncuchen asse, un loss dr sche gut schmacke, Arnstine! Se hunn mich abber aa mitonger ball derpucht hemm und dremm, wenn mr Religion hotten un de Meedchen ehre Schpriche nich konen. Eene drvun wor de Heeselbarths Pauline, die itze in Warnsdorf wuhnt, die hot mr abber bis heite noch nischt gahm. Schreim kon 'ch wie e Advokate, un in dr Rachtschreibung wor 'ch aa nich dumm. Wie 'ch nein Gahr alt wor, do musst 'ch mich schun vrmiete, ich kom zenn Schemmergen Pfarrer Raabe, dar sachs Kieh hotte un eene Zeege, die 'ch malke musste. „Ernestine, hast du schon die Ziege gemolken?“ frähte ha mich. „Ha“, sähte ich, und „Ha“ machte ha mr noch, ha tot mich ausschputte, weil 'ch bauersch redde.

Mit elf Gahrn kom 'ch zu Flacks Friedn in dr Keethel un musste Kengermeed sei. Be

Ulbrichts da wor 'ch Meedchen, un do bin 'ch kumfrmiert worn. Salt (dort) hott 'ch rachts Pach, do hob 'ch mr 'sch Been vrbrannt, un do hunn se mich uffn Mistwochn non in de Kerche gefohrn. Nochend zenn Omdmohle, do kon 'ch wedder laafe, abber ich hotte enn Schuch von Michel on un enn vun mir. Wie 'ch dr abber sach! Von Ulbrichts bin 'ch noch Schemmerg gezähn zu Kärmsen Kaspar, do ho 'ch zwee Gahr zor Kleenmeed gedient, un do kricht 'ch, preeter prupter, elf Toler Luhn 's irschte Gahr und zwelfe 's zweete. In Wengschdorf be dr Toffels Rusl word 'ch Grußemeed. Harre, do kricht 'ch glei viernzwanzg Toler, un do sähte die Rusl, wenn 's emal was wor: „Su veel Luhn ho ich abber noch keener Meed gahm, dos is doch ze veel!“

Ze Tanse ging 'ch noch Schemmerg un aa noch Tette, bluß in Tette do hatten se noch kenn schenn Sool, un in Schemmerg irscht racht nich. Abber dos tot 'n nischt, salt kom doch mei Jakob und tanzte mit mir uffn Tanzbuden, un wenn dr Tanz alle wor, do ging's Heemfiehrn lus, un dos wor ollemol 's Schennste. Bis henn vursch Tur, weitr nich, do trabbt 'r wedder ab. Esu ging 's su e poor Gahre furt, un nochend hunn mr geheiot. Mir zugn in mein Voter sei Haus, wu 'ch itze noch wuhn, bluß dass mei Jakob nich mieh do is! Vun mein nein gutn Kengern lahm bluß noch viere, zwee sin klenn geschtorm und dreie gruß. An mein Kengern hob ich immer meine Freede gehott, ich hob mich nich braucht ebber se zu argere. Se hahn veel uff mich, dos kann 'ch sogee. Seit mei guter Jakob geschtorm is, ongerstitzn se mich immer e wingk, su dass 'ch keene Nut zu leidn brauch. Abber in mein Lahm hob ich aa veel Surgn gehott in achtunsiebzg Gahrn. Dr Jakob hot veel Maleer gehott, dreimol hot 'r 's Been gebruchn, un aa mol 's Schulterblott. De Kenger hunn ollelee Krankheetn dorchgemocht un sin geschtorm bis uff die viere. Vier Enkel sin in Kriege geblim, olle in Frankreich, und lehn aa salt begrom. Im ganzn hott ich sechsnzwanzg Enkel (Bei ihrem Tode hatte sie 22 Urenkel.) Wos mich esu sihr dauert, dos is, doss mr mei guter Jakob su fix geschtrorm is; wenn mr aa orm worn, mr worn doch esu glicklich mitnanner; mr hunn de Gulnde Huchzg gefeiert un sind in dr Kerche eingesegnt worn; dos waor doch zu schiene. Un in ganzn Dorfe sinn mr beschenkt worn und hunn gesahn, dass se olle veel uff uns gehaln hunn. Un drei Gahr noch dr Guldn Huchzg is mei guter Jakob geschtorm. Nu muss 'ch ahm esu alleene dorum moche. Ich kann noch su halwage fort un hob aa immer allengk e wingk ze tun. Merschtenteels bin 'ch uhm be Junghannsens, do kann 'ch heite noch de Kieh mit malke un fittere. Be eiern Aeltern uhm in Herbert sein Gut, do wor 'ch schun uffn Damme, wie se einzugn. Un wie dr Schtorch

klopperte, un dich, Felix, und deine Nelly, un dein Herbert brochte un zrletzt de kleene Gartrud, die esu jung geschtorm is, do musst 'ch ollemal nebber noch Runsd'rf laafe su sehr 'ch nor kon, dass de Kindfraa kom. Un deine Aeltern sin ebber mich aa esu gut gewasen wie du un deine Fraa. Bluß wenn 'ch noch Merohne ze Markte ging un nich veel Gald fer de Butter heembrochte, irscht sachzg un nochend finfun-sachzg Pfenge, Harre, do kon deine Mutter monchmol aa schimfe. Abber se tot nich ebber mich schimfe, bluß ebber de billge Butter.

Wie lange 'ch nu noch war kunne, weiß 'ch nich. Abber wenn 'ch nor immer gesund bleib un noch e wingk non ze Herberts un ronger zu eich gehen kann, do will 'ch mein liehm Gott danke.“

Domit wor de Sitzung olle!

Eiskalt war der Kaffee geworden, und Helene musste warm nachgießen, und Felix meinte beim Abschiednehmen: „Nee, Arnstine, so mr bluß, wie de dir olles esu genau marke konnst, ich fr mein Teel hätte 's merschte drvon hengerhar wedder vrgassn.“

Jetzt legen wir Herbstblumen auf ihr frisches Grab (sie starb am 22.9.1930), wir wollen es auch mit Rosen schmücken zur rechten Zeit, für immer aber bewahren wir ihr ein treues Gedenken, ihr, unserer guten Schneider Ernestine.

Oben auf dem Kirchhofe

Auch die Köthler Dorfgenossen ehrten die große Zahl ihrer fürs Vaterland gefallenen Helden und erkannten die Pflicht, ihnen für die Zukunft ein sichtbares Mal zu errichten. Was sie aber ausführten, sollte nicht etwas Alltägliches sein, das sich in der näheren und weiteren Umgebung des Dorfes wohl hundertmal wiederholte, sondern eigenartig und wuchtig wie die Bauern selbst sollte es dastehen und in seiner gewaltigen Kraftentfaltung noch den spätesten Geschlechtern kundtun, welche Männer in dem großen Völkerringen für sie fielen und wie die Heimat sie ehrte für alle Zeiten.

Da kam Felix auf einem seiner sonntäglichen Streifzüge auch in die Sandgrube, die zur Pfarre

gehörte¹⁵. Dort sah er – nicht zum ersten Male! – einen ganz gewaltigen, etwa drei Meter hohen granitenen Findling liegen, über dessen Herkommen keine Nachrichten vorlagen. Die Ältesten im Dorfe erzählten, schon ihre Großväter hätten von dem Findling berichtet. Felix, der jetzt selbst mit im Gemeinderat saß, schlug daher vor, diesen gewaltigen Riesen auf den Berg zu befördern, ihn dort aufzustellen und die Namen der Gefallenen tief in den Stein einzuhaue. Sein Vorschlag fand Beifall, aber wie sollte man den tausend Zentner schweren Felsblock auf die Höhe bringen? Gewiss war diese Aufgabe nicht leicht, aber war der Stein vor Tausenden von Jahren einmal aus dem Hohen Norden hierher gelangt, so musste er sich doch auch noch unter Kraftanstrengung des ganzen Dorfes, wenn es sein musste, den Berg hinaufbewegen lassen. Bauernarme und Bauernpferde waren stark. Wagen wurden aus der Stadt herbeigeschafft, denn für eine solche Last gab es im ganzen Dorfe keinen. Aber auf den Beinen waren sie alle, die Großen und die Kleinen, die Jüngsten und die Ältesten, sie alle wollten Augenzeuge davon sein, wenn der hier liegende Findling unter Anleitung von Fachleuten, mit Zuhilfenahme von Kranen, Seilen, Ketten und Hebestangen aus seinem vieltausendjährigen Schlaf aufgeweckt und auf einen bereitgestellten Wagen, der für ungeheure Tragkraft gebaut war, gehoben würde. Ein ganzer Tag ging darüber hin, bis allein dieses erste Werk gelang. Am nächsten Morgen waren die Bauern mit ihren kräftigen Pferden, mit Ketten und Seilen zur Stelle. Sechs Pferde mussten angespannt werden, um den Wagen auf ebener Erde bis zum Fuße des Berges zu ziehen. Dort wurde während einer Ruhepause eine Lichtbildaufnahme jenes denkwürdigen Zuges gemacht, und dann gings an die schwerste Aufgabe. Immer wieder wurden ein paar Pferde vorgespannt und versucht, den Wagen in Bewegung zu bringen. Fast wollten alle Ketten des Dorfes, dazu auch die aus der Schmiede, nicht ausreichen, den Wagen Sekunde für Sekunde in der Gewalt zu behalten. An jedem Rade waren zwei Männer angestellt mit einer Vorrichtung, den Wagen, sobald die Pferde etwa nachlassen sollten, augenblicklich zum Stehen zu bringen, sonst hätte es ein unsagbares Unglück geben können. Wie von einem Alp erlöst, atmeten alle Anwesenden auf, als acht Paar Pferde Schritt für Schritt den Findling auf die Höhe zogen. Auch für das Abladen und Aufrichten des Blockes war unterdessen

alles bis ins Kleinste vorbereitet worden. Dann konnte man wochenlang ein paar fleißige Bildhauer bei der Arbeit sehen, und genau sieben Jahre nach Ausbruch des unglückseligen Krieges wurde das Ehrenmal, das gewaltigste in der ganzen Umgebung, unter Anteilnahme aller Dorfgenossen enthüllt. Nicht nur die Gemeinde selbst, sondern auch die Angehörigen der zahlreichen Gefallenen legten Kränze über Kränze nieder und wurden mit einem wohltuenden Gefühl der Befriedigung erfüllt darüber, dass die Gemeinde ihre großen Toten so liebevoll ehrte. Sie freuten sich darüber, dass sie nun eine Stätte kannten, an der sie fortan weilen konnten, um an ihre Väter, Männer, Söhne oder Brüder, die in fremder Erde schliefen, zu gedenken¹⁶. Felix und sein Kamerad Starke waren ihrem Schicksal besonders dankbar, wie leicht hätten auch ihre Namen mit auf dem Findling stehen und sie selbst hinter Reims im gemeinsamen Heldengrab ruhen können!



Abb. Gedenkstein für die Gefallenen und Vermissten des Ersten Weltkrieges auf dem Friedhof in Schönberg

Ein Name aber weckte in ihnen die Erinnerung an ein Ereignis mit tragischem Ausgang, und auf ihrem Heimweg sprachen sie wie-

der davon, wie es schon so oft geschehen war. Wenn der Wanderer von der Stadt her kommt und beim ersten großen Gute nicht auf der Dorfstraße weiterpilgert, sondern nach links in die schöne Kastanienallee einbiegt und an dem Teiche entlang geht, auf dessen Insel von altersher ein Schwanenhaus steht, so gelangt er hinüber in einen Ortsteil mit fünf kleineren, aber gleich sauber dastehenden Wirtschaften. Im Weltkriege mussten sämtliche fünf Besitzer ins Feld rücken, und nicht einem war es vergönnt, in ihre Heimat zurückzukehren. So bewirtschafteten nun fünf Witwen, die um ihre gefallenen Männer

¹⁵ Zur „Pfarre“, dem Pfarrhaus (Pfarrgut), gehörte eine kleine Bauernwirtschaft mit ein paar Hektar Land, aus deren Ertrag der Pfarrer einen Teil seines Lebensunterhalts bestreiten musste.

¹⁶ Im Ersten Weltkrieg wurden aus dem kleinen Dorf Köthel (254 Einwohner) 54 Männer zum Kriegsdienst einberufen. 13 Männer

fielen: Arthur Wlock, Kurt Rauschenbach, Max Schnabel, Felix Bauch, Guido Werner, Erich Schneider, Paul Müller, Albert Schneider, Hermann Kleindienst, Florus Baumann, Erich Thieme, Guido Götze und Max Ulbricht. Zwei weitere – Max Schulze und Ernst Kluttig – wurden vermisst.

trauerten, ihre einsamen Höfe abseits der Dorfstraße. Wenn der Schmerz um den Verlust auch nicht völlig von ihnen wich, so wurde er im Laufe der Zeit doch etwas gelindert, besonders dadurch, dass sie sich bewusst waren, es trügen ja Tausende deutscher Frauen dasselbe Leid wie sie.

Nach Jahr und Tag lebte die eine oder andere von ihnen wieder auf und verheiratete sich mit einem Heimkehrenden oder Daheimgebliebenen. Aber gerade die stattlichste unter ihnen, von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau, mit weichem, kastanienbraunem Haar, eine jugendfrische Frau, die noch nicht einmal dreißig Jahre alt, mit starkem Arm sogar den Pflug zu führen wusste, konnte sich nicht entschließen, den Dörfler, der ihr einst die Nachricht vom Helden-tode ihres Mannes in ihre Einsamkeit hinübergebracht und seitdem oft irgend eine Gelegenheit gefunden hatte, sie in ihrem Hause aufzusuchen und länger mit ihr zu plaudern als nötig war, weil er sie ja über alles liebte und so gern ihr Mann geworden wäre, nein, trotz seiner schönsten Versprechungen konnte sich Frau Else nicht entschließen, ihm die Hand zu reichen zu einem neuen Lebensbunde.

Als unser Dörfler nicht mehr zu ihr kam, obgleich er eine nie verlöschende Liebe zu ihr in seinem Herzen trug, heiratete sie einen fernen Verwandten, und mit ihrem ersten Kinde wurde die einst so rüstige und noch im Leiden und Sterben schöne Frau vom Tode als Opfer gefordert und von den trauernden Dorfbewohnern zu Grabe getragen hinauf auf die Höhe, wo der Name ihres ersten Mannes unter denen der Gefallenen leuchtete. Den schönsten Kranz legte ihr unser Dörfler auf ihr frühes Grab, wo er auch künftighin vorm Gottesdienste oder heimlich in später Abendstunde oft weilte und trauerte.

Nun trug es sich zu, dass in den ersten Dezembertagen, als schon eine hohe, weiße Schneeschicht mit ihrer Reinheit die Landschaft bedeckte, für unser Dorf die Zeit der Jagd herankam, die als eine fröhliche Veranstaltung von jung und alt seit langem sehnlichst erwartet wurde. Alle vier Kesseltreiben verliefen ohne den geringsten Zwischenfall, und die einheimischen und fremden Jäger brachten eine stattliche Zahl Hasen zur Strecke. Eine Woche später – wie es von jeher Sitte war – lud der Jagdpächter alle Männer des Dorfes, die Grund und Boden besaßen, und wenn es auch nur eine Gartenecke war, zu einem lustigen Hasenessen in den Gasthof ein, um den Schaden wiedergutzumachen, den „seine“ Hasen hier und dort angerichtet hatten. Dort erschien auch unser Dörfler, nach dessen Namen niemand fragen mag. Er taute den ganzen Abend nicht recht auf, aß viel und trank wenig und bewahrte in seinem

Herzen eine mindestens ebenso tiefe Trauer wie der Witwer am Nachbartische. Aber er beteiligte sich schließlich an einem Skat und verließ als einer der letzten die gemütliche Wirtsstube. Über der Straße drüben stand der Brunnen über und über mit Eis und Schnee bedeckt, und über dem Dorfe, das heute spät zur Ruhe kam, und droben am Winterhimmel zitterten Millionen großer und kleiner Sterne vor eisiger Kälte. Auf dem Rande des Brunnens ließ sich unsre Dörfler, von den letzten Heimkehrenden abgesondert, nieder, und fing an zu „simbelieren“, wie der Altenburger sagt, wenn er über etwas recht Wichtiges nachzudenken hat. Das Bier hatte ihm ganz bestimmt nichts angetan, nur rührselig ward ihm plötzlich zumute. – Soll ich jetzt hier sitzen oder heimgehen, währen du, schöne Frau Else, oben auf dem Berge im kühlen Grabe ruhst? Ich will zu dir hinauf kommen und bei dir weilen eine Stunde oder zwei., dann wird es noch immer niemand erfahren, dass ich bei dir war. – Und sogleich erhob er sich vom Brunnenrande, stieg den steilen Berg hinauf, öffnete leise, ganz leise, die schwere eiserne Kirchhofstür, dass ja in der Schule, die daneben stand, niemand aufwachen sollte, ging links an der Kirche entlang, bog rechts in einen schmalen Gang ein, der zwischen hoch aufragenden Grabmälern dahinführte, und stand dann vor dem Grabe, das seine einstige Hoffnung verhüllte. Es war ihm, als hielte er mit der Toten ein Zwiegespräch, das so beseligend ausklang, viel schöner als die Erinnerung, die ihn bisher mit ihr in Gedankenverbindung gebracht hatte. Alles Erdenleid hinter sich lassend, ließ er sich auf dem Rande der Grabeinfassung nieder und ward von einer Seelenstimmung ergriffen, die jedes Wortes bar ist. Ihm war, als höre er ganz leise noch einmal die ergreifenden Akkorde, die der Kantor am letzten Totensonntage auf der Orgel gespielt hatte. Lange noch blieb er sitzen und lauschte ... und lauschte. Am Himmel aber verblassten die Sterne, und graue Schneewolken zogen langsam daher. Wie Federn so leicht und weich und leise schwebten die Flocken herab und ließen sich ganz unbemerkt auf unserem armen und doch glückseligen Dörfler nieder, der die himmlische Musik immer feierlicher, leiser und geheimnisvoller vernahm, bis sie seine Seele emportrug zu jenen lichten Höhen, da unser Leben ein ewiges ist. Sein Körper aber wurde am dritten Tage dort, wo er eben noch in seliger Erinnerung gestanden hatte, der Wintererde anvertraut. Niemand wagte, einen Stein gegen ihn aufzuheben, Noch heute gehen die Dorfgenossen, vom Mitleid ergriffen, den steilen Berg hinauf und schmücken sein Grab mit Kränzen der Liebe.

Jahre des Glücks auf dem Bruderhofe

In unaufdringlichen, harmonischen Tönen geht unser Lied dem Ende zu. Noch leben im oberen Gute Vater und Mutter und nehmen liebevoll an dem Wohlstand und Familienglück ihrer Kinder teil.

Herberts Stammhalter ist das einzige Kind geblieben, und obgleich der stramme Junge die ABC-Schützen-Jahre hinter sich hat, ist er mit allen landwirtschaftlichen Fragen vertraut, weiß mit den Maschinen Bescheid und reitet furchtlos auf „seinem“ Schimmel unter dem Klange der Mittagsglocke allein vom Felde auf dem Berge in den Hof seines Vaters zurück, schirrt sein Pferd aus, führt es in den Stall und schüttet ihm reichlich Hafer vor. An den langen Winterabenden studiert er mit wahrer Begeisterung das Realienbuch, das ihm einst sein Oheim aus der Stadt mitgebracht hatte. Vom Wachsen und Treiben in der Natur, von den Vorgängen beim Gewitter, von den inneren Zusammenhängen der Überlandzentrale, die auch seinem Dorf und Gut von weit her elektrischen Strom für Licht und Antrieb der Maschinen zuführt, weiß er mehr zu sagen, als was die einfache Dorfschule ihm bieten kann. Einen ganz besonderen altenburgischen Bauernstolz aber empfindet der Großvater darüber, dass sein Enkel – er hat es ja von ihm gelernt – schon flott mit skaten und den gewonnenen oder verlorenen Skat selbst berechnen kann. Soll er nachprüfen, ob das Teufelsbuch vollständig ist, das heißt, ob alle zweiunddreißig Karten vorhanden sind, so zählt er sie an Hand des folgenden Verses und wirft bei jeder Silbe eine Karte auf den Tisch:

„Ein Kuckuck auf dem Baume saß.
es regnete, und er ward nass,
da kam der liebe Sonnenschein,
es müssen zweiunddreißig sein!“

Auf dem Bruderhofe, den unzählige Tauben und Schwalben umflattern, gehen die Wochen und Monde in behaglichem Glück dahin. Sechs Tage lang arbeiten die rüstigen Bauersleute angestrengt, damit sie den siebenten Tag umso reicher genießen können. Denn jetzt erst recht lässt sich Felix seinen Sonntag nicht nehmen. Und auch die langen Winterabende gestaltet er ganz nach seinem Geschmack aus. In seinem Herrenzimmer macht sich ein schwerer eichener dreiteiliger Bücherschrank breit, und darin stehen nicht nur die Schulbücher, die er seit seiner Flucht aus der Stadt auf dem Oberboden in einer Kiste aufbewahrt hatte, nicht nur landwirtschaftliche Werke, denen er manche gute Lehre ver-

dankt, nicht nur Kriegsbücher, die ihn an seinen Feldzug erinnern, sondern auch ganze Reihen schögeistiger Werke, unter denen die Bücher der deutschen Heimatdichter die erste Stelle einnehmen. Paul Kellers „Heimat“ war ihm ans Herz gewachsen. Speckmanns Heideromane hatten ihm viel zu geben auf seinem Bruderhof, und von Zeit zu Zeit musste er seiner treuen Lebensgefährtin aus dem „Goldenen Tor“ wieder die Stelle vorlesen, die dem ganzen Buche einst seinen Namen gab. Innerlich erstarkt ist er an dem, was Alfred Huguenberger, der Schweizer Dichter hinterm Pflug, in seinen Mußestunden niedergeschrieben hatte. Mit den „Bauern vom Steig“, der „Geschichte des Heinrich Lentz“ und dem „Dorfgenossen“ waren sein Weib und er so vertraut, als lebten sie mitten unter ihnen. Denn er las niemals ein Buch oberflächlich, nur um es zu kennen, sondern er vertiefte sich lebhaft in die Umgebung, die Personen und die Handlung und konnte mit dem Dichter aufjauchzen oder trauern. Dies hatte er auch mit Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ getan. Wie war denn der in die Bücherei eines Bauersmannes gekommen? Sehr einfach! Kurz nach dem Weltkriege, in der Zeit der leiblichen Not, hatte sich ein alter Schulfreund, der jetzt in der Nachbarstadt Inhaber eines großen Geschäftes war, auf Felix Junghanns besonnen. Mit „Soll und Haben“ war er zu ihm gekommen, mit Butter und Käse hatte er ihn wieder verlassen! Und nun saß Felix und las und las. In jenem Buche, das ja auch dem Landmann viel zu sagen hat, freute sich Felix immer wieder an der einen Stelle:

„Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet. Glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünen Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was die Menschen gesund und stark und gut macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stiehlt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeit veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde, wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefe der Erde oder zwischen die Holzplanken eines Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen: Oben den blauen Himmel, unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl in der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zu eige-

nem, frohen Leben auf. Auch den Städtern ist die grüne Saat und die goldenen Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens, aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen des Mannes, der mit dem Bewusstsein über seine Flur schreitet, dies alles ist mein, meine Kraft erschuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in ruhelosem Genuss betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft sich ein Wunsch, an jeden Eindruck ein Vorsatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn alles, das fruchtbare Feld, das Tier und auch der Mensch soll Neues schaffen nach seinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit ist sein Genuss, und in diesem Genuss wächst seine Kraft. So lebt der Mann, welcher selbst der arbeitsame Wirt seines Gutes ist.“

Solche Worte waren dazu angetan, Felix mit Stolz und Freude zu erfüllen. Fühlte er sich auf seinem Bruderhofe besonders glücklich – und das war eigentlich jetzt beständig der Fall – dann nahm er seine Frau, die noch immer blühend vor ihm stand, in die Arme und las mit ihr des Schweizer Dichters¹⁷ „Fahnenflucht“.

**„Ich kann dich nicht verstehen,
du Bauernsohn von altem Holz,
du schrittest hinterm Pfluge her
so sicher und so stolz!
Du schärftest deine Sense
beim ersten roten Morgenschein.
Wie führtest du so guten Streich!
Dich holte keiner ein.“**

**Ich kann es nicht verstehen,
dass du zur Stadt den Schritt gewandt.
Hat dich ein letzter Blick ins Tal
nicht an die Scholle gebannt?
Kommt durch den Rauch der Schlote
nicht oft ein scheuer Gruß zu dir
von deiner Wiese, waldumzirkelt,
von stiller Gärten Zier?**

**Singt nicht der Dangelhammer
sein Lied in deiner Nächte Traum?
Und weckt dich nie der Staren Brut
im alten Apfelbaum?
Die Frühlingswolken wandern,
der Märzwind trocknet Weg und Rain,
schon geht der erste Pflug im Feld –
möcht' es der deine sein!“**

Frau Helene schaute ihm dabei glücklich lächelnd durch seine hellen Augen tief ins Herz hinein und dachte denselben Gedanken wie er. Ja, als du damals die Stadt verließest und vom Heimweh in dein Dorf zurückgeführt wurdest, damals begann deine Fahrt nach dem Glück. – Aber was sollte nach ihm aus dem Bruderhof werden? – Nur keine Sorge! Wieder sitzt Frau Helene an der buntbemalten Bauernwiege, die aber diesmal mit blauen Bändern geschmückt ist. Darinnen freut sich ein pausbäckiger Junge seiner kindlichen Kraft und setzt dem Glück seiner Eltern die Krone auf. Wieder breitet ein Sonntag seine geheimnisvolle Stimmung über dem Bruderhof aus. Beide Flügel des schweren Tores, an dem noch immer die hohen Pappeln Wache halten, sind weit geöffnet. Frohe Gäste fahren im leichten Trab durchs Tor herein und taufen den einstmaligen Erben des Bruderhofes, den hellblickenden, kraftstrotzenden –
Hans-Eberhard



Die Familien Krause und Junghans 1928 –

in Köthel vor der Scheune des Gutes von Hermann Junghans:

oben von links: Felix J., Hermann K., Nelly K., Paul K., Marianne K., Herbert J.,

unten von links: Hans-Eberhard J., Helene J., Olga J., Hermann J., Frieda J., Margitta J., Werner J.

¹⁷ Alfred Hugenberg

Anhang

„Übersetzungen“ aus der Altenburgischen Mundart („Bauersch“) ins Hochdeutsche

Seite 41

Gevatter, hast auch gehört
 schon von dem großen Krokodil,
 das wir in Gößnitz aufgespürt haben?
 Das macht ja Land und Leute wild!
 und es richtet ungeheuren Schaden an,
 ganz Gößnitz ist in Aufruhr.
 Das Ding kann noch gefährlich werden:
 denn es frisst die Fische aus dem Absperr-Wehr.

Seite 41f.

Eine Sprechstunde beim alten Doktor Tipenau

Der Doktor Tipenau war ein alter Junggeselle. Er wohnte bei meinem Großvater, dem alten Kreipziger-Michel auf dem Markt, und da ihm meine Mutter die Wirtschaft mit besorgte, da hörte sie auch oft mit an, wie er seine Patienten abfertigte. Sie hat mir oft davon erzählt, und da will ich einmal etwas aus seiner Praxis zum Besten geben.

Früh um sieben (Uhr) war Dr. Tipenau zu sprechen.

Da waren gewöhnlich schon Leute da, einmal aber war das Wartezimmer beinah voll. Die erste, die drankam, war die alte Marie Bauer.

Marje: Guten Morgen!

Tipenau: Na, Marie, was fehlt dir denn?

Marje: Ich kanns nicht mehr aufschieben. Hinlegen will ich mich nicht. Es ist mir aber sooo schlecht. Es liegt mir in allen Gliedern.

Tipenau: Zeig mir mal deine Zunge! Na, da haben wir's schon, wer weiß, was du alles hineingestopft hast in deinen alten Magen. Geh jetzt gleich nach Hause und iss einen Hering zusammen mit allen Gräten, weiter isst du heute nichts. Morgen machst du's genauso. Den Kopf und die Gräten isst du aber mit, das sag ich dir noch einmal. Übermorgen wird's schon besser sein, sollte es aber immer noch irgendwo fehlen, dafür gebe ich dir nachher ein Fumativ mit.

Veit Schmatz: Tag, Tipenau, ich werde wohl einen Hexenschuss haben, es liegt mir mächtig im Rücken, es tut auch schrecklich weh, wenn ich nur gerade stehen will.

Tipenau: Iss, wenn du nach Hause kommst, gleich einen Hering zusammen mit den Gräten, und lass deine Frau mit dem Nudelholz 10 Minuten lang auf dem nackten Rücken hin- und her hantieren. Ich will dir auch noch eine Porganz mitgeben, die nimmst du abends ein.

Der lange Riemer: Tag, Tipenau. Ich habe Kopfschmerzen (Kopfnöt), aber so starke, dass ich das Gefühl habe, meine Stirn springt heraus, wenn ich mich bücke.

Tipenau: Das musst du gerade nicht denken, ist denn schon einmal einem Menschen die Stirn herausgesprungen? Und wer hat dir denn gesagt, dass du dich runterbücken sollst? Da bück dich doch nicht, bei deiner Länge ist das ja überhaupt recht beschwerlich!

Der lange Riemer: Der Kopf ist mir aber so eigenartig, ich weiß überhaupt nicht mehr, wo mir der Kopf steht.

- Tipenau: Ach, rede nicht solches dummes Zeug, das wirst du schon wissen. Zeig mir mal deine Zunge! Sapperlot, hast du aber eine lange Zunge, die geht ja bis in den Hals hinunter. Na, zieh sie nur wieder rein, da wollen wir gleich mal Abhilfe schaffen: Iss mal, wenn du nach Hause kommst, einen Hering, zusammen mit den Gräten, weiter isst du heute nichts. Wenns morgen noch nicht besser ist, da isst du nochmal einen. Aber den Kopf und die Gräten isst du mit, das sag ich nochmal ausdrücklich. Ich kann dir auch ein Fumativ geben, wenn du eins haben willst. (Der lange Riemer will aber keins haben)
- Karl Josef: Tag, Tipenau. Ich muss mir den Magen erkältet haben. Es kullert mir im Leibe herum wie Kieselsteine. Ich habe das Gefühl, dass es mir die Därme zerschneidet.
- Tipenau: Ach, du alter Jammerlappen! Iss mal einen Hering, zusammen mit den Gräten, da wird's schon besser werden.
- Andre Götze: Tag, Tipenau. Wir hatten schon einmal davon gesprochen, du wolltest doch meinen Bandwurm beseitigen, ich bin ihn immer noch nicht los.
- Tipenau: Soso. Bist du dir ganz sicher, dass du einen hast?
- Andre Götze: Na, wenn ich dir's sag: natürlich!
- Tipenau: Gut, dann werden wir die Kur machen. Da iss erstmal, wenn du nach Hause kommst, einen Hering, zusammen mit den Gräten, und heute nichts anderes mehr, morgen um die gleiche Zeit wieder einen und außerdem nichts. Übermorgen um dieselbe Zeit noch einmal einen. Anschließend trinkst du zwei Stunden später ein Achtelchen Baumöl, und noch einmal zwei Stunden danach nimmst du die Porganz ein, die ich dir mitgeben werde. Stell dich aber darauf ein: ich gebe dir eine doppelte Porganz, denn bei einem Bandwurm, da müssen wir Druck dahinter machen. Ich will dir auch noch eine Tüte mit Tee mitgeben, den kochst du dir, denn du wirst Durst bekommen! (Damit ging Andre Götze ab)

Der alte Tipenau rieb sich erst die Hände. Danach sagte er zu meiner Mutter: Es waren heute eine Menge Patienten da. Jetzt ist mir aber auch, als wenn ich Hunger hätte. Weißt du was, Dörthe, du gehst und holst mir einen Hering in der Apotheke, ich hab höllischen Appetit auf Hering. Die Butter und das Brot hole ich mir selbst rein und auch die Flasche mit dem Nordhäuser. Heute will ich mir mal was Gutes tun.

Seite 51

So einen saftigen Ziegenkäse,
den bekommt der ärmste Mann nicht satt,
den besten essen wir selbst,
die anderen bringen wir in die Stadt.
Diesen hier, den schicken wir direkt zu Euch,
darum esst ihn auch mit vollem Frieden.
Ihr könnt euch dran eine große Güte tun,
wir haben ihn auch gleich angeschnitten.

Seite 65f.

Wie fangen wir da aber gleich mal an?
Geboren bin ich am 16. Februar 1845 in Köthel im Haus meines Vaters. Zwei ältere Brüder von mir waren schon gestorben, und da wollten sie mich Erdmuthe nennen lassen. Aber sie haben mich nachher Ernestine Emilie getauft, und ich bin bis zum heutigen Tag nicht gestorben. Als ich mit 6 Jahren in die Schule kam, das war oben in Schönberg, da haben mir meine Eltern die ersten Bauernkleider (Altenburgische Tracht) gekauft. Ich weiß immer noch, wie ich in den neuen Kleidern ins Dorf hereinkam und die Leute zum Fenster heraus-

sahen und zueinander sagten: Jetzt kommt die kleine Ernestine von Frieda Otto mit Bauerntracht! Die Kleider haben mir schon sehr gefallen, nur der dämliche Latz drückte vorn auf der Brust, da hab ich ganz schön geweint! Da sollte ich mächtig Schläge bekommen, und da musste ich ihn eben wieder dranmachen. Am ersten Tag, als ich in die Schule kam, da hab ich auch wieder geweint. Ich bekam eine kleine Zuckertüte, und als ich damit zur Tür hinaus wollte, da musste ich sie wieder hergeben, da gehörte sie mir gar nicht. Ich bekam dann für einen Sechser Brötchen. Aber ich war ziemlich gescheit. Die Thiems Rese

hat mir vierzig Jahre später, als sie schon lange Gastwirtin in der Köthel war, noch manchmal einen Pfannkuchen geschenkt und gesagt: Weil du mir in der Schule immer vorgesagt hast, sollst du jetzt ein paar Pfannkuchen essen, und lass sie dir gut schmecken, Ernestine! Sie haben mich aber manchmal auch halb erschlagen, wenn wir Religion hatten und die Mädchen ihre Sprüche nicht aufsagen konnten. Eine von denen war die Hößelbarth Pauline, die jetzt in Wernsdorf wohnt, die hat mir aber bis heute noch nichts geschenkt. Schreiben konnte ich wie ein Advokat, und in Rechtschreibung war ich auch nicht die Schlechteste. Als ich 9 Jahre alt war, da musste ich mich schon verdingen, ich kam zum Schönberger Pfarrer Raabe, der 6 Kühe hatte und eine Ziege, die ich melken musste. „Ernestine, hast du schon die Ziege gemolken?“, fragte er mich. „Ha“, sagte ich, und „Ha“ machte er mich nach, er spottete mich aus, weil ich Bauersch¹⁸ spreche.

Mit 11 Jahren kam ich zu Flecks Frieda in Köthel und musste Kindermädchen sein. Bei Ulbrichts war ich Mädchen, und da bin ich konfirmiert worden. Dabei hatte ich ziemliches Pech, da habe ich mir ein Bein verbrannt, und da haben sie mich auf dem Mistwagen hoch in die Kirche gefahren. Dann zum Abendmahl, da konnte ich schon wieder laufen, aber ich hatte einen Schuh vom Michel an und einen von mir. Ich kann dir sagen ...! Von Ulbrichts bin ich nach Schönberg gegangen zu Kirmses Kaspar, da habe ich 2 Jahre als Kleinmagd gedient, da bekam ich alles zusammen 11 Taler Lohn im ersten Jahr und 12 im zweiten. In Wünschendorf bei der Toffeld Rosel bin ich Großmagd geworden. Herrgott, da bekam ich gleich 24 Taler, und da sagte die Rosel, wenn mal was nicht klappte: „So viel Lohn habe ich aber noch keiner Magd gegeben, das ist wohl doch zu viel!“

Zum Tanz ging ich nach Schönberg und auch nach Tettau, bloß in Tettau hatten sie noch keinen (so) schönen Saal (wie später), und in Schönberg erst recht nicht. Aber das machte nichts, bald kam doch mein Jakob und tanzte mit mir auf dem Tanzboden, und wenn der Tanz zu Ende war, da ging das Heimbringen los, und das war allemal das Schönste. Bis nach Hause vors Tor, weiter nicht, dann ging er wieder fort. So gings ein paar Jahre, und dann haben wir geheiratet. Wir zogen in das Haus meines Vaters, wo ich heute noch wohne, nur dass mein Jakob nicht mehr da ist! Von meinen 9 guten Kindern leben nur noch vier, zwei sind klein gestorben und drei groß. An meinen Kindern hab ich immer meine Freude gehabt, ich hab mich über sie nicht ärgern müssen. Sie halten große Stücke auf mich, das kann ich schon sagen. Seit mein guter Jakob gestorben ist, unterstützen sie mich immer ein wenig, sodass ich keine Not zu leiden brauche. Aber in meinem Leben hab ich auch viel

Sorgen gehabt in 78 Jahren. Der Jakob hat viel Malheur gehabt, drei Mal hat er sich das Bein gebrochen, und einmal das Schulterblatt. Die Kinder haben allerlei Krankheiten durchgemacht und sind gestorben bis auf vier. Vier Enkel sind im Krieg geblieben, alle in Frankreich, und liegen auch dort begraben. Insgesamt hatte ich 26 Enkel. Was mich aber sehr dauert, ist, dass mir mein guter Jakob so schnell gestorben ist, wenn wir auch arm waren, so waren wir doch glücklich miteinander, wir haben die Goldene Hochzeit gefeiert und sind in der Kirche eingesegnet worden, das war doch zu schön! Und im ganzen Dorf sind wir beschenkt worden und haben gesehen, dass sie alle viel von uns gehalten haben. Und drei Jahre nach der Goldenen Hochzeit ist mein guter Jakob gestorben. Nun muss ich irgendwie allein zurecht kommen. Ich kann noch so einigermaßen fort und hab auch alleine immer etwas zu tun. Meistens bin ich oben bei Junghannsens, da kann ich auch jetzt mal noch eine Kuh melken und füttern. Bei euern Eltern oben in Herberts Gut, da war ich schon dabei, als sie einzogen. Und als der Storch klapperte, und dich, Felix, und deine Nelly und deinen Herbert brachte und zuletzt die kleine Gertrud, die ja so jung gestorben ist, da musste ich jedesmal hinüber nach Runsdorf laufen so schnell ich konnte, damit die Kinderfrau kam. Und deine Eltern sind zu mir genauso gut gewesen wie du und deine Frau. Nur wenn ich nach Meerane zum Markt ging und nicht viel Geld für die Butter nach Hause brachte, erst 60 und später 65 Pfennige. Aber sie hat nicht über mich geschimpft, sondern über die billige Butter. Wir lange ich noch vorankomme, weiß ich nicht. Aber wenn ich nur immer gesund bleibe und noch ein wenig hoch zu Herberts und runter zu euch gehen kann, da will ich meinem lieben Gott danken.



**Abb.
Ernestine
Schneider**

¹⁸ gemeint ist die Mundart der Altenburger Bauern



Kirchberg in Schönberg (etwa 1894)



Der „Bruderhof“